It. sing. 147(2

<36608620760013

<36608620760013

Bayer. Staatsbibliothek

6467 2 Bde

Eine Bäurinn von Appenzell
inner Rhoden

Die neuesten Briefe aus der Schweiz, in das väterliche Haus nach Ludwigsburg;

nebst einem Gemälde des fürchterlichen Bergsturzes am Rigi und Lauwerzer-See.

Mit Kupfern.

Commoda, nec ſegeti, nec Bacchi munere felix,
Sed varii pecoris dives, et lactis abundans.

Virgil.

Zweites Bändchen.

München,
bei E. A. Fleischmann, 1807.

Wbgd 169/129

3
Copy
4
15
52

Bayerische
Staatsbibliothek
München

3·30

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meinem
Eduard Hauschild,
dem
Freunde meiner Jugend
und dem
Lieblinge meines Herzens,
als ein
geringes Denkmal
einer
wahren aufrichtigen Liebe und Freundschaft gewiedmet.

Eheu, fugaces, amice,
labuntur anni!! —!

Horaz.

Wo sind sie hin, mein theurer Eduard, die frohen heitern Tage, die uns einst im Frühling unsers Lebens so sorgenlos, so unvermerkt dahin schwanden? Wo sind so manche glükliche Stunden, die wir im Arme der Freundschaft einst so ungetrübt miteinander verlebten? . . . .

Ach

Ach hinunter enteilt sind die Stunden
In tiefer Vergangenheit Schoos;
An ewigen Ketten gebunden,
Reißt keine dort wieder sich los.
Kein Hoffen, kein Harren, kein Sehnen,
Kein himmelanflehender Blick,
Kein Opfer blutiger Thränen,
Ruft eine Minute zurück.

Schon sanken mehrere Jahre dahin, seit wir uns, Geliebter, nicht wieder sahen! Ein nicht unbeträchtlicher Zeitraum meines Lebens schwand dahin, seitdem mein Arm dich nicht umfasste, mein Blick dich nicht mehr sah! Gleich dem Nebel, der die Erde umhüllte, und vor den Strahlen der Sonne verschwand, — so sank auch so manches Jahr ins Meer der Ewigkeit dahin, und keines kehrt je wieder zurük!

Aber werden wir uns je wohl wiedersehen? — so fragt jezt leise Dein Freund, und wünscht einen Blik in das Buch der Zukunft zu werfen. — Ja! ich hoffe, — wir werden uns einst wiedersehen. Zwar hat des Schiksals Hand uns gegenwärtig weit von einander getrennt und einem jeden seinen Wirkungs-

kreis

kreis unterdessen angewiesen, doch was hindert dieß die Freundschaft!!

— — — ihr sind die Alpen — — Hügel,
Zu fern ist ihr kein Land, zu wild kein Meer,
Sie hat, wie Amor, zum Verfolgen Flügel,
Doch nicht zum Flattern so wie er.

Sie war redlich und ungeheuchelt, auf kein Interesse gegründet, und ganz anspruchslos, darum wird weder die Entfernung des Orts, noch die Länge der Zeit im Stande seyn unsere Herzen zu trennen, denn

Trennung, — Seelen, die sich lieben,
Treuer Freundschaft Pflichten üben,
Trennt nicht — selbst des Todes Hand!
Ihre Hülle nur berühren
Wird er; sie hinüber führen
In ihr wahres Vaterland.

Nimm unterdessen, lieber Eduard, diese wenigen Bogen von deinem Freunde hin; — gerne legte ich ein edleres Geschenk auf den Altar unserer Freundschaft, wenn ich im Stande wäre, Dir eine würdigere Gabe darzubringen; — Doch Du siehst auf's Herz, und nicht die Gabe an. Gleichwohl schmeichle ich mir, selbst bei ihrer Unvollkommenheit und

den mancherlei Mängeln, die Dir freilich hie und da aufstossen werden, daß Du gewiß mehrere Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche eines merkwürdigen Volkes, unter welchem ich mich eine Zeitlang mit Vergnügen aufgehalten habe, und andere hier aufgezeichnete Gegenstände nicht ganz ohne Interesse lesen wirst. Und wenn du dann bei dieser Lektüre einige frohe Augenblikke Deines Lebens mehr genossen hast, so erfülle noch die herzliche Bitte Deines Freundes, und:

Vergiß mein nicht.

Vorbericht
an den Leser.

Der Verfasser gegenwärtiger Briefe hatte die Akademie verlassen, und kehrte nach geendigten Studien wieder in den Kreis seiner Lieben in das Würtembergische zurük, wurde aber von einer heftigen lebensgefährlichen Krankheit überfallen, jedoch durch die Sorgfalt und Kunst eines würdigen Arztes so weit wieder hergestellt, daß man ihm rieth zu seiner völligen Genesung die vortrefflichen Ziegenmolken zu Gaiß im Kanton Appenzell zu trinken, sich auf einige Monate zu zerstreuen, und den wissenschaftlichen Beschäftigungen auf eine Zeitlang so viel als möglich zu entsagen.

Ungern trennte er sich zwar aus dem Zirkel seiner lieben Aeltern und Geschwister, die für seine Gesundheit bisher so zärtlich besorgt waren, und ihn eben so ungern entliessen; doch versprach er ihnen fleissig zu schreiben, von seinem Befinden Auskunft zu ertheilen, und die Bemerkungen seiner Reise ihnen von Posttag zu Posttag mitzutheilen. Jezt, da diese Reise so glüklich beendiget, zu seiner Gesundheit

heit so vortheilhaft ausgeschlagen, und er glüklich und froh wieder in die Arme der Seinen zurükgekehrt ist, ward er in den Stand gesezt, diese Briefsammlung, nach dem Wunsch eines schäzbaren Freundes: „daß sie auch in einen grösseren Umlauf gebracht, und durch den Druk bekannt gemacht werden möchte," dem teutschen Publikum zur Ansicht vorzulegen.

Man wird die Feder eines jungen Mannes nicht verkennen, der hier zum erstenmal auftritt, um der Lesewelt sein Geistesprodukt vorzulegen. Ohne sich kriechend oder demüthig vor den Thron der Rezensenten zu werfen, ist er im Gegentheil eben so weit entfernt, sich gleich dem Ikarus mehr Kräfte zuzutrauen, als er in der That besizt. Vielmehr findet er es für nöthig um Schonung und Nachsicht zu bitten, da er aus den reinsten, edelsten Absichten hier als Schriftsteller auftritt, der seinen Lesern keine zeittödende Lektüre in die Hände geben, sondern vielmehr seinen redlichen Wunsch befriedigen will, eine Menge Bemerkungen ans Licht zu ziehen, die vor ihm noch von keinem Reisenden, der diese Gegenden durchwandelte, gemacht und dargestellt worden sind, weshalb er also in mehrerer Hinsicht nüzlich zu werden hofft. Zwar ist es an dem, wir besizzen eine Menge, und zum Theil sehr vortreffliche Reisebeschreibungen über die Schweiz, und selbst einige besonders über diejenigen Gegenden, in welchen ich mich eine Zeitlang aufhielt. Aber demohn-

geachtet hoffe ich doch, daß diese Briefe nicht ganz überflüssig seyn werden. Jeder Verfasser hat seine eigenen Ansichten, seine besondere Darstellungskunst; und ohne Ruhm von mir zu sprechen, so schmeichle ich mir, Gegenstände berührt zu haben, die vor mir kein Reisender so ausführlich und weitläuftig abgehandelt hat. Ich bitte nur die Briefe: über die Studien der hiesigen Gelehrten, über das Kirchen- und Schulwesen, und die neuen Landesgesezze des Kantons Appenzell A. R. und andere Materien durchzulaufen; so wird mir dann niemand den Vorwurf machen, als wenn ich Athen durch Eulen zu bereichern gesucht hätte.

Zwar wird man auch manches Triviale, Alltägliche, und besonders einem Schweizer Leser hie und da wohl ganz Uninteressante finden; allein für den Ausländer, für den Liebhaber der Länder- und Völkerkunde und für den Beobachter fremder Sitten und Gebräuche kann selbst dieß im Grunde sehr interessant und anziehend seyn, ob ich gleich übrigens offenherzig gestehe, daß der feine Kritiker hie und da noch mancherlei Mängel und Unvollkommenheiten entdekken wird. Auch habe ich sehr häufig die Schriften genannt, aus denen ich geschöpft, und die ich um Rath gefragt habe, als das Buch öffentlich erscheinen sollte; aber nie mich als einen blinden Anbeter oder Ausschreiber älterer Reisebeschreibungen, gezeigt, was man auch gewiß hie und da finden wird; und vor dem Druk bestmöglichst die Feile angelegt.

Vorbericht an den Leser.

Der Anhang ist gegen Herrn Dr. Ebel, dem neusten und bis jezt besten Schriftsteller über die Schweiz gerichtet, und grösstentheils durch die Beiträge entstanden, die mir einige verehrungswürdige Männer aus jenen Gegenden gefälligst mitgetheilt haben.

Das Publiknm mag nun selbst urtheilen, ob der Verfasser durch die Herausgabe dieser Briefe ein ganz unnüzzes und überflüssiges Werk unternommen habe, oder ob auch hie und da manches nicht ganz Unwerthe von ihm verbreitet und in Umlauf gebracht worden sey, daher ich mit den Worten Plauti schliesse:

Si quid facio, aut feci, quod placuit — factum gaudeo.

In=

219

Inhalt.

Erster Brief. Das Städtchen Rheinek im Rheinthal. Lindau; dessen vortreffliche Lage und erhabene Aussicht über die ganze Gegend umher. Ein schönes Compliment des franz. Generals Villemanzy an die Deputirte dieser Stadt bei ihrer Uebergabe an Baiern. Die Mundart der Appenzeller ist einem fremden etwas unverständlich. Ueberfahrt nach der Schweiz.

Zweyter Brief. Ein Abstecher nach Roschach am See. Hafen und Kornmagazin dieser Stadt für mehrere Kantone der Schweiz. Beträchtlicher Leinwandhandel daselbst. Vortreffliche Aussicht in die umliegende Gegend am steinernen Tisch. Natürliche Lage des gartenähnlichen Rheinthals. Edler Wein= und schmakhafter Obstwachs. Nuzzung des Obst zu Cyder.

Dritter Brief. Besuch bei Herrn Pfarrer St** allhier. Dessen Schrift gegen Pestalozzis Unterrichts=Methode, und Würdigung dieser Schrift. Blühender Zustand des Pestalozzischen Instituts zu Yverdün.

Vierter Brief. Spaziergang von Rheinek bis Altstädten. Der Rhein. Sandsteinbrüche. Einige Kunst= und Naturprodukte des Rheinthals. Grösse und neueste Volksmenge; Ankunft in Altstädten. Eine spässige Anekdote aus der alten Kriegsgeschichte der Appenzeller. D. Andreas Carlstadt in Altstädten.

Fünf=

Fünfter Brief. Knabeninstitut zu Altstädten. Die sehenswerthen Crystallhöhlen bei Kowelwies. Beschwerliche Reise ins Appenzeller Land. Erhabener Naturgenuß bei der Kapelle am Stoß zurük ins Rheinthal und in die umliegende Gegend. Lage von Gaiß. Schottengäste daselbst. Künstlich nachgemachte mineralische Wasser von Ziegler in Winterthur.

Sechster Brief. Natürliche Lage des Kantons Appenzell. Starke Bevölkerung. Neuste Volksmenge und Grösse des Landes. Industrie. Musselin- und Baumwolltuch-Weberei, der vorzüglichste Nahrungserwerb seiner Bewohner.

Siebenter Brief. Grosser Handelsverkehr in Appenzell A. R. Mangel an Industrie in J. R. Einige Merkwürdigkeiten in Herisau. Mechanisches Genie der Appenzeller. Auffallende Landfarbe. Der Rosenberg ein alter Burgstok. Eine gräuliche Mordthat, welche daselbst verübt wurde.

Achter Brief. Aussicht auf dem Gäbrisberg bei Gaiß. Trogen. Regierungsverfassung des Kantons. Landsgemeinde. Das Land besoldet keine Staatsdiener, hat in seine Kassen wenig Einkünfte, und aus denselben wenig Ausgaben zu bestreiten.

Neunter Brief. Mangelhafte Polizei- und Erziehungsanstalten im Kanton. Gute fahrbare Strassen in A. R. und Mangel derselben in J. R. Allerlei aus Trogen. Ein gedrängter Auszug aus dem neu entworfenen Landesgesezbuch in A. R.

Zehnter Brief. Reflexionen über einige Stellen dieses Gesezbuches. Naturprodukte des Landes. Der Senn zieht in die Alpen. Auffallend grosse Kuhglokken. Sehnsucht der Kühe in die Berge, sobald sie den Glokkenklang hören. Nomadische Lebensart der Sennen im Winter. Vergleich zwischen der Erziehung mancher hiesigen Kinder und der Kühe.

Eilf-

Inhalt.

Eilfter Brief. Besuch einer reformirten Gottesverehrung. Mangelhafte Liturgie. Einige andre Auffallenheiten in der Kirche. Grosse Liebe und Anhänglichkeit der Appenzeller ans Alte in politischer und religiöser Hinsicht. Separatisten.

Zwölfter Brief. Reise nach St. Gallen. Hofrath Jung-Stilling, der Menschenfreund und Liebling von St. Gallen. Die Klosterabtei. Der Abt Pankraz. Vortreffliche Bibliothek daselbst.

Dreizehnter Brief. Abendgesellschaft in St. Gallen. Verschönerungen der Stadt und ihrer Environs. Aufblühendes Schul- und Erziehungswesen in diesem Kanton. Reflexionen darüber. Schulen im Kanton Appenzell.

Vierzehnter Brief. Produktenhandel im Kanton Appenzell mit Waaren, welche Zweige der Viehwirthschaft sind. Honig; Bienenliebhaberei. Einfuhr an allerlei Kunst- und Naturprodukten. Fast alle Handwerker sind Ausländer. Ungeschiklichkeit der hiesigen Hausfrauen in weibl. Geschäften.

Fünfzehnter Brief. Gemächliche Lebensart der hiesigen Frauen. Tägliche Lebensordnung in der Familie eines Appenzellers. Der Schnupftabak, eine üble Angewohnheit der hiesigen Mädchen. Der Appenzeller politisirt gern; ist bei Gelegenheit ein Freund von Lekkerbissen. Seine übrige Lebensart in Speisen und Getränken. Charlatanerie mehrerer hiesigen Aerzte.

Sechszehnter Brief. Fortsezzung. Eine höchst lächerliche Anekdote von einem hiesigen Arzt. Schuzpokken. Unterricht für Hebammen. Aberglaube und Zeichenbeobachtung der Appenzeller. Eine merkwürdige und rührende Anekdote aus einem andern Kanton.

Siebenzehnter Brief. Rükblik in die alte Geschichte dieses Bergvolkes. Sie schmachten unter der Leibeigenschaft der Edelleute. Kommen unter

das

das Joch der Aebte von St. Gallen; befreien sich davon. Erste glükliche Schlacht der Appenzeller gegen den Abt. Sie zerstören die Burgschlösser. Sie sind ein Schrekken der ganzen umliegenden Gegend. Der Abt fliehet aus St. Gallen. Graf Rudolph von Werdenberg.

Achtzehnter Brief. Der Herzog Friedrich von Oestreich tritt auf den Kampfplaz. Die Schlacht am Stoß. Friedrich wird mehrmals geschlagen. und kehrt unverrichteter Sache wieder heim. Die Appenzeller machen ringsumher viele Eroberungen; gehen über den Rhein und bis tief ins Tyrol. Sie führen in einem spöttischen Triumph den Abt Cuno nach St. Gallen. Kommen in den Bann. Werden bei Bregenz zum erstenmal geschlagen. Der Kaiser Ruprecht kommt selbst nach Constanz um Frieden zu stiften. Die Appenzeller werden mit dem Herzog Friedrich abermals handgemein. Friede. Sie tretten in den Bund der Eidgenossen. Ihr vernünftiges Urtheil über die Kirchenreform.

Neunzehnter Brief. Lustpartie in die hohen Alpen und nach dem Wildkirchle. Alterthümer in der Kirche zu Appenzell aus den ehemaligen Kriegszeiten dieses Volkes. Ein verbotener Prospekt auf dem Wege nach dem Weißbad. Viele Heilwasser und Badeanstalten in diesem Kanton. Gefährlicher Felsenweg zum Wildkirchle. Vortrefflicher Naturgenuß daselbst. Beschreibung der innern Felsengrotten. Der Eremit. Seine Nachrichten über die Erbauung dieser Kirche und Clausur. Seine Lebensart.

Zwanzigster Brief. Nachtquartier in den Sennhütten. Sitten und Gebräuche der Sennen. Sonnenaufgang. Ein appetitliches Frühstük. Reise nach dem hohen Säntis. Die Gesellschaft trennt sich. Das Zigerloch. Allerlei Naturmerkwürdigkeiten in den Alpen. Diamanten und Crystalle. Mehrmalige Lebensgefahr. Vorsichtsregeln für

Alpenwandrer. Der hohe Säntis. Vortreffliche Aussicht. Rükkehr. Windlöcher. Der Seealpersee. Ankunft im Weissbad. Einige Reiserouten nach dem hohen Säntis.

Ein und zwanzigster Brief. Ueber das Studium der hiesigen Theologen. Mangel an Predigern. Das Collaturrecht steht bei den Gemeinden. Mancher Nachtheil der daraus entspringt. Ursachen des Mangels an Theologie-Studirenden. Verbesserter Predigergehalt. Ueber die hiesigen Schulen und die Erziehung. Elende Schulbücher. Was für Einfluß hatte die Revolution auf die Schulen? Der Erziehungsrath.

Zwei und zwanzigster Brief. Weise Anordnungen zu Verbesserung des Schulwesens. Schulmeister-Seminar. Was unter der jezzigen Regierung für die Schulen geschah. Schulräthe. Bessere Schulbücher. Besoldung der Schulmeister. Was von einem verbesserten Gehalt zu erwarten sei? Wohlthätigkeit der Schweizer gegen Unglükliche. Lobenswerthe Armenanstalten. Beträchtliche Vermächtnisse für Dürftige. Durch Mangel an Verdienst nothgedrungene Arme. Muthwillig Arme. Vagabunden.

Drei und zwanzigster Brief. Ueber verminderte Moralität. Eine sonderbare Heirathsgeschichte. Bestrafungsart der Uebertretter des 6ten Gebots. Tortur. Abnahme der kindlichen Liebe gegen die Aeltern. Einige Charakterzüge dieser Nation.

Vier und zwanzigster Brief. Spiele und Lieblingsbeschäftigungen der Appenzeller. Ihre Vorliebe zur Musik, besonders für den Gesang. Gymnastische Uebungen. Ein geistliches Drama. Mundart. Ein Beitrag zu einem Schweizer-Idiotikon.

Fünf und zwanzigster Brief. Abreise von Gaiß. Capitelsversammlung der reformirten Prediger im Kan-

Kanton Appenzell. Wirkungskreis eines dasigen Predigers. Hausbesuchung. Ankunft im Toggenburg. Natürliche Lage, Beschaffenheit und Produkte dieses Landes. Besuch einer Kinderlehre. Allerlei Auffallenheiten darinnen. Kinderlebenslauf.

Sechs und zwanzigster Brief. Vorläufige Nachricht über den Bergschlüpf im Kanton Schwyz. Reise dahin durch das Uznachergebiet; dessen Fruchtbarkeit. Bewohner. Fahrt über den Züricher See in Gesellschaft von Pilgrimen. Nachtquartier zu Altendorf. Weg über den Ezel nach Einsiedeln. Paracelsus. Die Teufelsbrükke. Der Flekken Einsiedeln. Die Abtei. Das Marienbild. Sehenswürdigkeiten. Das rauhe Klima daselbst. Ankunft in Steinen. Werner von Sauffach eine Anekdote.

Sieben- und zwanzigster Brief. Beschreibung des Bergschlüpfs am Lauwerzer See. Fahrt über diesen See. Ehemalige vortreffliche Lage dieses Thals. Die Insel Schwanau. Ursachen dieses traurigen Ereignisses. Vorboten davon. Trauriger Anblik der Gegend jezt. Gerettete; Lebendig Hervorgegrabene. Im Fallenboden hat man die schönste Ansicht vom Schlüpf. Nachtquartier in Art. Erschienene Drukschriften und Zeichnungen über diese Verschüttung.

Acht und zwanzigster Brief. Fahrt über den Zugersee. Lachende Ufer. Fruchtbare Gefilde. Rapperschwiel. Ulrich von Hutten. Politisches Gespräch. Ein lustiges Abentheuer. Weinfelden. Constanz. Vortreffliche reizende Gegend. Johannes Huß.

Anhang. Suum cuique. Gegen Hrn. D. Ebel.

Achtzehnter Brief.

Inhalt.

Der Herzog Friedrich von Oestreich tritt auf den Kampfplaz; Schlacht am Stoß; Friedrich wird mehrmals geschlagen, und kehrt unverrichteter Sache wieder heim; die Appenzeller machen rings umher viele Eroberungen; gehen über den Rhein und bis tief ins Tyrol; sie führen in einem spöttischen Triumph den Abt Cuno nach St. Gallen; Kommen in den Bann; werden bei Bregenz zum erstenmal geschlagen; der Kaiser Ruprecht kommt selbst nach Constanz um Frieden zu stiften; die Appenzeller werden mit Herzog Friedrich abermal handgemein; Friede. Sie treten in den Bund der Eidgenossen. Ihr vernünftiges Urtheil über die Kirchen=Reformation.

Gaiß im August.

Von Seiten Oestreichs war also der Krieg gegen die Appenzeller beschlossen, und leztere trugen Sorge mit der Stadt St. Gallen die Freundschaft enger als je vorher zu knüpfen, und durch ein Bündniß zu befestigen.

Daher legten sie eine kleine Besazzung von 400 Mann dahin, verwahrten die engen Påsse, bewachten die Grånzen, und zogen von Schwyz und Glarus wieder einige Hülfstruppen an sich. Unter solchen Zurüstungen verstrich fast die Hålfte des Jahres 1405. Im Brachmonat gedachten Jahres zog der Herzog Friedrich von Oestreich mit seiner ganzen Macht an; zu seiner Seite stand der Bischof von Constanz, der Abt von St. Gallen, die Stadt Winterthur und mehrere Markgrafen und Grafen, die insgesammt eine betråchtliche Truppenanzahl zusammengebracht hatten, obgleich wegen Mangel an sichern Nachrichten, die eigentliche Stårke dieser Armee nicht gemeldet werden kann. Friedrich versammelte sein Heer zu Arbon am Bodensee, theilte es in zwei Haufen, schikte den einen durchs Rheinthal hin, um in des Feindes Land einzufallen, führte den andern selbst in eigener Person an, und rükte vor die Stadt St. Gallen, um sie zu belagern und für ihre Untreue zu züchtigen. Damit die Appenzeller aber nicht erführen, wo der Hauptangriff geschåhe, und keine feindliche Abtheilung der andern zu Hülfe kommen könnte, hatte man die Abrede getroffen, an einem Tag und in einer Stunde anzugreifen.

Der Morgen des Fronleichnamstags brach an, und ein trübes finstres Gewölk, das den Horizont umgab, brachte bald einen fürchterlichen anhaltenden Regenguß über die kriegerische Landschaft. Die Oestreicher und ihre Alliirten zogen bei Altstådten

den steilen Berg hinan, und gedachten unerwartet ins Land einzufallen; da sie nun keinen Feind gewahr wurden, glaubten sie die Appenzeller wären sämmtlich nach St. Gallen gezogen, um der belagerten Stadt zu Hülfe zu eilen. Als sie an die Landwehre gelangten, trafen sie eine von Holz und Steinen aufgeworfene Schanze an, wodurch sie sich aber, ohne daß sie daran verhindert worden wären, eine kleine Oeffnung machten, und muthig der Höhe, am Stoß genannt, zueilten. Hier standen die Appenzeller mit Graf Rudolph von Werdenberg, ihrem Hauptmann, kraftvoll und unerschrokken wie junge Löwen, und empfiengen den fast ermüdeten Feind, der den mühsamen Berg nun bald erstiegen zu haben hoffte. Sie rollten runde Holzstämme und grosse Steine in solcher Menge auf ihn herab, daß dadurch nicht geringe Unordnung in seine Glieder gebracht wurde, da der ohne dieß nasse Boden feste Schritte zu thun nicht erlaubte. Zwar bestrebte sich Alles, was noch gesunde Glieder hatte mit Muth die bald errungene Anhöhe zu erreichen, aber die junge Mannschaft der Appenzeller ließ ihn zu keiner Kraft und Besinnung kommen, sondern überfiel den viermal stärkern Feind unter einem fürchterlichen Feldgeschrei mit Schwerdern und Spiesen, so daß es bald entschieden war, auf welche Seite sich das Kriegsglük neige. Da der Boden schlüpfrig und naß war, gab Rudolph seinen Leuten den Befehl, seinem Beispiel zu folgen, die Schuhe wegzuwerfen,

und um desto fester zu stehen, baarfuß sich in die feindlichen Reihen hineinzustürzen; was auch die beste Wirkung that, da die gestiefelten Oestreicher mit ihren Verbündeten in dem schlüpfrigen Boden stekken blieben, und wegen der anhaltenden Nässe ihre Armbrusten nicht brauchen konnten. Eben als der Streit am hizzigsten war, eilte von einer nahen Anhöhe eine grosse Anzahl Appenzellerinnen, angethan mit weissen Hemden über ihren Kleidern, ihren Männern zu Hülfe, und trugen durch ihre unerwartete Ankunft nicht wenig zu einem glorreichen Siege bei, um so mehr, da das Aeussere ihrer Kleidung den feindlichen Truppen ein grosses Schrekken beigebracht hatte. *)

Lange kämpften sie auf unsicherm Boden; das Blut floß mit den Wasserquellen ins Tobel hinab, und färbte den Bach. Endlich nach einem sechsstündigen Gefecht nahmen die Oestreicher die Flucht und strömten in der grössesten Unordnung den Berg hinab und Altstädten zu. Sie erreichten die vorhin erwähnte aufgeworfene Schanze, durch die sie sich eine kleine Oeffnung im Anmarsch gebrochen hatten, aber diese wurde die Ursache einer neuen Unordnung und Ver=

---

*) Wer kennt nicht den schönen Roman: Rudolph von Werdenberg, von Lafontaine, dem Liebling der Lesewelt! hier findet man von dieser Schlacht eine vortrefliche Darstellung, die gelesen zu werden verdient.

Verwirrung; jeder wollte der erste durch die Oeffnung seyn, dadurch wurde aber das Gedränge auch so groß, daß die verfolgenden Sieger dem Feind nur hier gegen 1000 Mann tödeten. Nur 18 Mann Appenzeller und 2 aus Glarus starben den Tod für die Freiheit, und eine Menge erbeuteter Fahnen und Harnische zeugen noch jezt von diesem für die Freiheit der Appenzeller so merkwürdigen Tag. Zum Andenken dieses Sieges wurde auf dem Wahlplaz eine kleine Capelle erbaut, zu welcher in der Folge die sämmtlichen Gemeinden im Lande eine jährliche Prozession hielten, welches aber jezt nur noch die katholischen thun.

Nicht besser gieng es dem andern Haufen vor der Stadt St. Gallen, welcher von den Einwohnern der Stadt und den Appenzellern zurükgetrieben und in die Flucht geschlagen wurde. An diesem glorreichen Tage lernten die Hirten von Appenzell ihre wahre Kraft und ihren tapfern Anführer Rudolph kennen. Dadurch aufgemuntert und beherzt, trugen sie ihre siegreichen Waffen auch in entfernte Gegenden, züchtigten alle, die nicht auf ihrer Seite waren, und verrichteten Thaten, die in der That noch bei der Nachwelt Erstaunen und Bewunderung erregten.

Der Herzog Friedrich wollte nun durch eine List seinen Anschlag ausführen. Er zog sein Heer nach Rheineck, und machte verstellte Anstalten über den Rhein zu sezzen, schwenkte aber plözlich mit seinen

Truppen nach Thal und dem ersten Appenzeller Dorfe hin; allein die wachsamen Landleute waren gerüstet, das Geheimniß hatte ihnen eine Dirne, die dem Heer den Weg zeigen sollte, verrathen, — und so wurden die Oestreicher bei Wolfhalden nochmals geschlagen, worauf Friedrich seine Truppen entlies, nach Hause zog, und dem Grafen von Toggenburg befahl, in seinem Namen den Krieg fortzusezzen.

Nun zogen die vom Siege aufgeblasenen Appenzeller ins Rheinthal, zerstörten alle festen Burgen und Schlösser die an Oestreich hiengen, und nahmen die Unterdrükten in Schuz. Ganze Gegenden verheerten sie mit Feuer und Schwerdt und suchten vorzüglich den verhassten Adel auszurotten, und jedermann in Freiheit zu sezzen. Ganz besonders gieng ihr Augenmerk dahin ihren treuen, tapfern und von den Oestreichern vertriebenen Anführer, Rudolph, wieder in sein väterliches Erbgut zu Werdenberg einzusezzen, um ihm dadurch einen kleinen Beweis ihrer Erkenntlichkeit und Dankbarkeit für die geleisteten Dienste zu geben; und behielten dabei das ganze Rheinthal in ihrer Gewalt. Da aber auch Glarus und Schwyz ihnen mehrmals treue Dienste geleistet und in allerlei Gefahren beigestanden hatte, so zogen sie in die Grafschaft March (am Zürichersee gelegen) eroberten sie ohne Schwerdtstreich, und verehrten sie den Schwyzern für bewiesene Freundschaft. Tout comme chez nous!

Das Jahr 1406 brach an, und mit ihm neue Kriegslust; denn nachdem sie um sich her wie ein Waldstrom alle Güter und Herrschaften ihrer Feinde zerstört, und in ihrer Nähe keinen Feind mehr zu bezwingen hatten, wälzten sie ihre sieggewohnten Haufen auch über die Gränzen von Helvetien. Sie zogen mit den St. Gallern über den Rhein, eroberten die Burgen der Grafen von Embs, den Bregenzer Wald, Feldkirch und das Montafuner Thal, und verbreiteten Furcht und Schrekken in der ganzen Gegend, drangen ins Tyrol ein, und fanden auch hier wenig Widerstand. Folgender karakteristische Zug dieses Bergvolkes verdient besonders bemerkt zu werden: Bei der Zerstörung von Embs fanden sie 100 Viertel Pfeffer, ob welcher Erbeutung sie eine solche Freude bezeigten, daß sie das viele Silbergeschirr, die grosse Menge an Pretiosen und andere kostbare Mobilien dem Feuer überliessen, und sich — um den Pfeffer schlugen. Hierauf zogen sie am Ende dieses Jahres wieder fröhlich und siegreich in ihre Hütten, warteten des Viehes und ihrer häuslichen Geschäfte und erwarteten das Frühjahr zum neuen Aufbruch.

Kaum war das folgende Jahr angebrochen, so zogen sie auch schon wieder ins Feld. Denn da der Abt Cuno, der noch immer zu Wiel lebte, bei dem Kaiser Ruprecht sie als Räuber verklagt hatte, die blos mit Morden, Sengen und Brennen sich abgäben, und das ganze Land verheerten, so beschlossen

sie

sie ihn für seine Anzeigen zu züchtigen, zogen auf Wiel, nahmen diese befestigte Stadt nach einer fünftägigen Belagerung ein, führten den Abt im Triumphe unter vielen schimpflichen und muthwilligen Behandlungen und Reden, in seine vorige Abtei nach St. Gallen, und er, der vorher die Appenzeller unter sein Joch zwingen, und sie dahin bringen wollte, daß sie sich unter seinen gnädigen Schuz begäben, muste nun den kränkenden Schritt thun, diese seine Feinde um Schuz und Schirm zu bitten, und dabei alles Gute noch überdies anzugeloben. Sie zogen hierauf abermals durch das Thurgäu, zerstörten eine Menge adelicher Schlösser, — denn niemand war ihnen mehr verhaßt als der stolze Adel, — jagten diese Herren zum Lande hinaus, machten die Unterthanen frei, und erwarben sich dadurch solche Gunst und Freundschaft unter dem gedrükten Volke, daß Alles zu ihnen strömte, und jeder ein freier Appenzeller seyn wollte. Viele Thurgäuer Edelleute begaben sich unter den Schuz des Kantons Zürich, und gelangten dadurch in Sicherheit vor den Appenzellern, da diese weder den Eidgenossen, noch denen, die unter ihrem Schuze lebten, irgend ein Leid zufügten. Daher kommt es auch, daß noch heut zu Tage der Kanton Zürich viele Ansprüche im Kanton Thurgäu besizt, und noch vor wenigen Jahren die meisten Pfarrstellen daselbst besezt, aber dafür die Verbindlichkeit hat, zu Erhaltung eines Predigers Früchte, Geld und Wein zu reichen.

In

In der Folge geriethen die Appenzeller auf Anstiften des Bischofs von Constanz, (dessen feste Stadt sie, der grössesten Anstrengung ohnerachtet nicht einnehmen konnten,) in den påbstlichen Bann; allein die Appenzeller beschlossen an einer Landsgemeinde mit einem allgemeinen Mehr (Stimmenmehrheit): „Sie wollen nicht in dem Ding (Bann) seyn, weil es unrecht sey." Sie achteten vielmehr diese Strafe gar wenig, und trieben ihr Gespött damit, indem sie in ihrem Lande bekannt machen liessen: daß alle diejenigen Pfaffen, die ihnen nicht singen, lesen und den Gottesdienst halten wollten, aus dem Lande gejagt, und aller ihrer Haabe verlustig erklårt werden sollten! — !

Noch waren die Appenzeller nicht geschlagen, sondern in allen Treffen als Sieger davon gegangen, je weiter sie aber ihre Waffen trugen, desto mehr Bundes- und Hůlfsgenossen zogen sie dadurch an sich, und desto gefåhrlicher wurden sie fůr jeden, der sich mit ihnen handgemein machte. Ihr Muth wuchs von Tag zu Tag, und deshalb liessen sie sich verlauten, ganz Schwaben frei zu machen, und die dortigen gedrůkten Landleute von ihrer tirannischen Ritterschaft zu befreien. Der Herzog von Oestreich und die gesammte schwåbische Ritterschaft konnte dabei nicht gleichgůltig bleiben, vielmehr muste ihnen darum zu thun seyn, alle ihre Kråfte aufzubieten, mit verbůndeter Macht, und mit der grössesten Anstrengung gegen sie zu Felde zu ziehen. Sie eilten daher

her nicht nur zahlreich herbei, sondern fochten sehr tapfer und schlugen die an der Zahl viel schwächern Appenzeller zu Anfang des Jahres 1408 in die Flucht, die aber selbst im Rükzug den Feinden noch so furchtbar blieben, daß Niemand sie zu verfolgen wagte, obgleich ein gewisser Beringer von Landenberg den Rath gab: man solle ihnen bis in ihr Land nachjagen und sie ganz vertilgen, daß keine Zucht noch Saame von ihnen zum Verderbniß des Adels überbleibe. Allein er fand kein Gehör, und so flohen sie in ihre Gränzen zurük, nachdem sie in dieser Schlacht alle ihre Eroberungen jenseits des Rheins verlohren hatten.

Im gedachten Jahre 1408 kam nun der Kaiser Ruprecht selbst nach Konstanz, welcher schon lange war angegangen worden, die entstandenen Mishelligkeiten zu stillen, und die streitenden Parteien, (bevor der Krieg ins Herz von Teutschland gespielt werden möchte), mit einander auszusöhnen. Durch seine Vermittelung wurde nun diesen verderblichen Kriegen ein Ende gemacht, zwischen jenen und dem Hause Oesterreich aber nur ein zweijähriger Waffenstillstand festgesezt. Der Bund der Appenzeller mit der Stadt St. Gallen und den übrigen Eidgenossen wurde aufgehoben, von den zerstörten Burgen durfte ohne des Kaisers Willen, keine wieder erbauet werden, aber der schwerste Punkt für sie war: daß sie alle Eroberungen wieder zurük geben sollten, welche Richtung ihnen gar nicht gefiel; daher sie zwar

allen jenseits des Rheins gemachten Eroberungen entsagten, das Thurgäu und alle daselbst eroberte Städte und Schlösser zurük gaben, aber das Rheinthal in fernerem Besiz behielten, obgleich der Kaiser Ruprecht diese Rükgabe ausdrüklich verlangt hatte. Und so schloß sich endlich dieser wichtige Krieg, den die Appenzeller zum grössesten Ruhm ihrer Waffen und zur Gründung ihrer Freiheit geführt hatten, nachdem sie in einem kurzen Zeitraum von fünf Jahren 12 grosse und kleine Städte, 59 feste Schlösser erobert und eingenommen, und mehr als 30 Zwingschlösser gänzlich geschleift und eingeäschert hatten *).

So ward also auf hohe Vermittelung des Kaisers der Friede zwar geschlossen, aber die innere Ruhe deshalb keineswegs hergestellt, auch waren überhaupt allerlei Streitigkeiten noch nicht ausgemacht. Denn da ein Punkt des kaiserlichen Urtheils dahin gieng: daß die Appenzeller dem Abt auch fernerhin nicht nur die abgerissenen Lande wiedergeben, sondern ihm auch nach wie vor gehorsam seyn, und alle Rechte, Fälle, Dienste, Zins und Zehenten abstatten sollten, so gefiel ihnen dieser Artikel ganz und gar

*) Ein damaliger Geschichtschreiber, Gabriel Bucelin schreibt von diesem Krieg: Bellum Abbacellense, longe omnium gravissimum, sive gestarum rerum magnitudinem spectes, sive causas mirabiles etc.

gar nicht, weil sie die Freiheit, die sie mit Gut und Blut erobert und errungen hatten, keineswegs wieder so geschwind dahin geben, noch sich unter die geistliche Zuchtruthe des Abts wie ehedem ergeben wollten; daher verbanden sie sich aufs Neue, und schwuren einmüthig im Besiz ihrer Freiheit zu leben oder zu sterben. Dieß kränkte den Abt Cuno ungemein, da er des vortheilhaften Friedensschlusses ohnerachtet, die schlechte Erfüllung desselben von Seiten der Appenzeller gewahr wurde, die auch nicht die kleinste Bedingung davon einzugehen sich verstehen wollten, und er gleichwohl sich zu schwach fühlte, mehr als gute Worte dabei anzuwenden, daher er voll Verdruß und Kummer nach einer 33jährigen unglüklichen Regierung als ein stolzer und harter Abt starb, und das Kloster in einem zerrütteten Zustand und überhäuften Schulden hinterließ.

Kaum war der zweijährige Waffenstillstand mit dem Herzog von Oestreich zu Ende gelaufen, so vernahmen sie auch schon, daß er wieder die ernstlichsten Zurüstungen mache, sie von Neuem zu bekriegen. Sie warfen daher in die beiden Gränzstädte des Rheinthals, Rheineck und Altstädten *) eine kleine Besazzung von wenigen Hundert Mann, zogen sich aber mit List in ihre Gränzen zurük, weil sie sahen, daß sie gegen die herbeieilende Armee des

Her=

*) Man schlage den vierten Brief nach, wo die Vorfälle bei Altstädten schon erzählt worden sind.

Herzogs von 20,000 Mann nichts auszurichten im Stande seyn würden. Da er sich aber gleichwohl nicht getrauete sie in ihre Gränzen zu verfolgen, und die Schlacht am Stoß noch in frischem Andenken bei ihm war, so zog er wieder in seine Lande zurük ohne daß er den Appenzellern etwas anzuhaben vermochte. Sie schränkten sich nun ganz und allein auf die Vertheidigung ihres Landes ein, und traten zu Ende des Jahres 1417 mit den Ständen Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus in ein Bürger- und Landrecht, und wurden von jener Zeit an immer für Eidgenossen gehalten. Aber erst im Jahre 1513 traten sie mit allen zwölf Kantonen in ein ewiges Bündniß, Kraft dessen sie als der 13te Stand der Eidgenossenschaft angesehen wurden.

Ich ende nun mit diesem meinem Briefe meinen Auszug aus der merkwürdigsten Periode der alten Geschichte dieses ehemals so tapfern kriegerischen Volkes, und wünsche nur, Ihnen kein unangenehmes Geschenk damit gemacht zu haben. Ich erwähne noch schlüßlich eines sehr merkwürdigen Gemeindespruchs, welcher bei Einführung der Reformation 1524 an einer Landesgemeinde ergieng. Nachdem nähmlich die Reformation auch bei vielen Appenzellern anfieng Eingang zu finden, aber doch viel für und wider gesprochen und gestritten wurde, so brachte man diese wichtige Angelegenheit vor eine Landsgemeinde, an welcher, Zürich ausgenommen

men, alle eidgenössische Gesandte gegenwärtig waren, um die Appenzeller von dieser Kirchenverbesserung abzumahnen, und mit Bitten und Drohen die Leute von dem kezzerischen, verführerischen und verdammten Glauben (wie der Berner Gesandte sich ausdrükte) abzubringen. Hierauf beschlossen die Appenzeller am Ende durch ein ansehnliches Stimmen-Mehr: „daß alle Priester im ganzen Lande nichts anders weisen, lehren und predigen „sollen, als was sie mit der H. Schrift und „mit der Wahrheit erhalten möchten; und „welcher anders lehre, dem solle Hafermus „und Brod, auch alle Nahrung, Schuz und „Schirm abgeschlagen, und er aus dem Lan„de verwiesen seyn."

Wie gefällt Ihnen dieser Volksschluß? Sind diese und ähnliche Urtheile und Ansichten nicht aus dem innern Heiligthum der reinen Natur und einer gesunden Vernunft genommen? Kein hocherleuchteter und tiefstudirter Richter an einer Juristen-Fakultät eines teutschen Fürsten könnte richtiger und gerechter dezidiren. — Leben Sie wohl!

Neun-

Neunzehnter Brief.

Inhalt.

Lustpartie in die hohen Alpen und nach dem Wildkirchle. Alterthümer in der Kirche zu Appenzell aus den ehemaligen Kriegszeiten dieses Volks. Ein verbotener Prospect auf dem Wege nach dem Weißbad. Viele Heilwasser und Badeanstalten in diesem Kanton. Gefährlicher Felsenweg zum Wildkirchle. Vortreflicher Naturgenuß daselbst. Beschreibung der innern Felsengrotten. Der Eremit. Seine Nachrichten über die Erbauung dieser Kirche und Klausur. Lebensart dieses Eremiten.

Gaiß im August.

Es hatte sich vor wenigen Tagen eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen vereiniget, um einen Theil der Appenzeller Gebirge, und besonders die Wohnung des Eremiten und des dabei befindlichen Wildkirchlens zu besteigen, da sich manches Vergnügen von dieser Reise versprechen ließ. Und nicht anders als wenn man sich zu einer Wallfarth

in

in die unwirthbaren Wüsten Arabiens anzuschiffen gedächte, war diese kleine Karavane von hiesigen Schottengästen emsig beschäftiget mit allerlei Lebensmitteln und andern nöthigen Bedürfnissen sich zu versehen, um dem Hunger und Durst auf dem Wege dahin Troz zu bieten. Denn die Reise dahin ist lang, beschwerlich und oft mit Gefahren verbunden, und der arme Senn in den dortigen Alpen nicht im Stande mit seinem wenigen Mundvorrath eine ganze Gesellschaft esslustiger Wanderer zu beherbergen und zu beköstigen. Man nahm Weine, Mineralwasser, Messer und Löffel, Arbeitssekkel, Halstücher und Schuhe für die Damen mit, und jeder beeiferte sich, bei der bevorstehenden Wallfarth hülfreiche Hand zu leisten. Einige starke Jünglinge wurden mit Brod und kalter Küche belastet, und zugleich angewiesen, schwindliche furchtsame Frauenzimmer bei gefährlichen Stellen zu tragen, oder ihnen auf irgend eine Weise beizustehen.

Ich wurde ebenfalls eingeladen, an dieser Lustpartie Antheil zu nehmen, und da ein kleiner Abstecher in die benachbarten Alpen (die ich täglich vor Augen sehe) schon längst mein Wunsch war, so schloß ich mich gern an diese Gesellschaft an; denn was könnte ich wohl besser thun, um meiner schwachen Gesundheit wieder aufzuhelfen, als die freie schöne Natur, die hier alle ihre Reize ausgespendet zu haben scheinet, recht zu geniessen, und jede schöne Stunde dem Spazierengehen zu widmen? Wir folgten dem Rath

sachkundiger Personen, und reisten an einem schönen Sommertage, bald nach aufgehobener Gesellschaftstafel ab, um noch des Abends auf der Höhe des Gebirgs anzulangen, und dann am Morgen den Aufgang der Sonne zu betrachten. Eine schöne neu angelegte Strasse führte uns von hier nach dem Flekken Appenzell, wo wir nach Verlauf einer Stunde anlangten, und im Wirthshaus zum weissen Kreuz uns mit einem frischen Trunke Wein erquikten. Wir accordirten noch mit einem treuen und erfahrnen Wegweiser, der uns als ein vormaliger Kälbertreiber, geziert mit einem gelben Schnurbart nach landesüblicher innerrödner Sitte, seine Dienste anbot, und alle Tritte und Schliche der innern Alpen kundig zu seyn uns versicherte. Einige unter uns besuchten die Hauptkirche des Orts, die zwar an und für sich selbst wenig Sehenswerthes hat, aber in Rüksicht der Paniere und Fahnen, die aus den Kriegszeiten der alten Appenzeller darinnen aufgehangen, und als ein ewiges Denkmal aufbehalten sind, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Zahn der Zeit aber hatte sehr viele in Fezzen und Lumpen verwandelt und unkennbar gemacht, so daß man weder einige Schrift noch Wappen daran mehr deutlich erkennen konnte. Andre hingegen, und nahmentlich das Panier der Stadt Winterthur, der Seestadt Buchhorn, der Grafen von Montfort, welche leztere durch böse Verläumdungen ihren Vetter den Grafen Rudolph von Wer-

denberg bei dem Herzog von Oestreich in Ungnade und um Land und Leute, gebracht auch auf die Seite der Appenzeller zu treten gleichsam gezwungen hatten, waren noch sehr kenntlich. Noch eine andere Fahne, auf welcher viele Teufel abgebildet sind, und die im Jahr 1406 von den Appenzellern und ihren Alliirten erbeutet wurde, als sie einen Einfall in die Lande des Herzogs Friedrich wagten, zog unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die sonderbare Inschrift jener Fahne war: Hundert tausend Teufel sollen unser warten, wenn wir nicht alle diese Bauern zu todte schlagen. Aber jener Kriegshaufe erreichte seinen Zwek nicht, sondern wurde vielmehr selbst bei Imbst (einem Städtchen im Tyrol) gänzlich geschlagen, und ihm diese Fahne abgenommen. Sie ist noch sehr gut kennbar, ob gleich die kleinen Teufelchen nach und nach Alters halben herunter fallen.

Nachdem wir uns noch mit dem nöthigen Brode versehen hatten, dessen wir auf den unwirthbaren Alpen benöthiget waren, weil die Sennen daselbst keineswegs damit versehen sind, und in den meisten Hütten gar keins, oder eine ganz schwarze, derbe und ungegohrene Brodart geniessen, welche für uns ungenießbar gewesen wäre, begaben wir uns wieder wohl erquikt auf den Weg, und eilten zwischen grünen Wiesen, die dicht mit artigen Wohnungen besezt sind, dem Weißbade zu. Auf dem Wege dahin bemerkten wir mehrere junge Appen-

zellerinnen, welche die Sonnenhizze in den kühlen Schatten gelokt hatte, wo sie in gesellschaftlichem Verein an dem Tambourin sassen, und mit ihren niedlichen weissen Händchen mit Aushöhlung artiger Figuren emsig beschäftiget waren. Denn da seit einigen Jahren die Baumwollspinnerei ganz gesunken und kein Verdienst dabei zu finden war, und folglich diese Mädchen sich genöthiget sahen, einen andern Nahrungserwerb aufzusuchen, so finden sie nun im Aushöhlen der Musseline und im Stikken einen mässigen Gewinn, da die benachbarten Handelshäuser von Gaiß, Trogen und Teuffen sie mit dieser Arbeit versehen.

Auch hier in dem katholischen Theile dieses Kantons gleicht die ganze umliegende Landschaft, so wie in Ausserroden einer grossen Wiese, und nur hie und da führte uns unser Fußweg vor Sommerkorn, Haber und einigen Gemüßarten vorbei, womit der Innerroder, und mehrentheils nur der arme Mann, einen kleinen Theil seines Bodens anbaut. Unser Führer aus Appenzell erzählte, daß die Regierung einem jeden Armen aus dem Flekken ein Stük Gemeindeboden angewiesen habe, welchen er lebenslänglich anpflanze, bebaue und bei seinem Absterben wieder dem Lande übergebe, damit dadurch der ärmere Theil des Volks, welcher keine Wiesen besizt, oder keine Kühe in die Alpen zu treiben im Stande ist, sich wenigstens nothdürftig ernähren, und etwas Erdäpfel zu seiner Mittagskost,

Gerste zu Graupen und Haber zu Mus (Habergrüz-
ze) bauen möge; und damit der Arme auch vor
Holzmangel gesichert sey, so ist jedem gestattet ein
angewiesenes Stük Torfboden nach Willkühr zu be-
nuzzen, wodurch er bei den wenigen Nahrungszwei-
gen, die sich ihm darbieten, eine grosse Erleichte-
rung erhält. Unser Weg führte uns an einem
solchen Stükke Gemeinde-Torfboden vorbei, wo
viele mit Ausgraben beschäftiget waren. Eini-
ge junge Innerrödner zogen besonders unsern
Blik auf sich, und wir konnten uns des Lachens
nicht enthalten, da sie durch ihre sonderbaren Bein-
kleider, welche ein breiter Hosenträger in die Höhe
hält, einen gar lächerlichen Anblik gewährten. Die
Mannspersonen in J. R. tragen nähmlich fast alle
Zwilch- oder gelblederne Hosen, die aber so wenig
an die Hüften sich anschliessen, daß sie kaum die
Hälfte der posteriora bedekken, und fast allen das
Hemd an dem hintern Theile der Hosen heraus-
hängt. So oft deren einer sich bükte, konnte es
nicht anders kommen, als daß das Hemd sich im-
mer mehr aus seiner ihm angewiesenen Lage her-
aushob und einen höchst lächerlichen, oft obscönen
Anblik gewährte. Diese hier landesübliche Sitte
gab uns allerlei Stoff zur Erschütterung des Zwerg-
fells, und unter Scherz und Lachen langten wir nach
einer zurükgelegten halben Stunde im Weißbad
an, welches in einer angenehmen Wiese dicht neben
Stauden und Gebüschen liegt. Diese Wiese wird

von

von angenehmen Spaziergängen durchkreuzt, und das Badhaus ladet den, der in die hohen Alpen wandert, zum leztenmal freundlich ein: noch einen labenden Trunk zu sich zu nehmen.

Es führt dieses Bad den Nahmen von dem Weißbach, an welchem es liegt, der aus den Bergen hervorströmt, und eine Menge weisser Steine bei sich führt, die auch dem Badewasser eine milchartige Farbe geben. Selbst die schmakhaften Forellen, die dieses rauschende Bergwasser häufig ernährt, unterscheiden sich durch ihre weißliche Farbe von denen, welche man in dem darneben fliessenden Brüllisauer- und Schwendibach findet. Denn alle diese drei Berg- und Alpwasser vereinigen sich neben dem Weißbad und nehmen nach ihrer Vereinigung den Nahmen Sitter an, welches der ansehnlichste Fluß ist, der das Appenzeller Land durchschneidet, durch St. Gallen sich schlängelt, und bei Bischofzell im Kanton Thurgäu in die Thur fließt.

Um die innere Einrichtung dieser Badeanstalt kennen zu lernen; kehrten wir auch hier ein wenig ein, und fanden eine zahlreiche Gesellschaft von angesehenen Fremden aus Zürich, Winterthur und andern Kantonen, die die innere Einrichtung, Reinlichkeit, Ordnung und die mässigen Preise rühmten, und als der gefällige Wirth uns die Schlafzimmer den Speise- und Gesellschaftssaal und mehrere Merkwürdigkeiten zeigte, so mußten auch wir ihm unsern Beifall zusichern, da es scheint, daß er das Seine

dazu beiträgt, um sein Bad auch im Ausland beliebt zu machen. Wenn also Herr Ebel in seiner Schilderung der Gebirgsvölker von Appenzell sagt: daß die hiesige Badeeinrichtung so schlecht sei, daß dieß Haus wenig besucht werde, so widerspreche ich diesem Bericht völlig, und versichere offenherzig daß ich das Gegentheil, zwar keine Pracht und auffallende Schönheit, aber die so schäzbare Reinlichkeit und Ordnung schwesterlich gepaart gefunden habe.

Wohl in keinem Lande trift man so viele Mineralwasser und Gesundbrunnen als in diesem Kanton an; ja man kann sagen: daß fast keine Gemeinde angetroffen wird, die nicht eine Badeanstalt, oder ein mineralisches Wasser besässe. Diese sind aber wegen der schlechten Einrichtung nicht alle gleich stark besucht; denn da die Regierung von A. R. alle Spiele und Belustigungen verboten hat, die zu Ausschweifungen Anlaß geben könnten, so wendet sich der Zulauf von Menschen mehrentheils in die Bäder von J. R. wo alle Arten von Spielen und rauschenden Freuden erlaubt und gestattet sind, und die Regierung keinesweges so streng die Belustigungen der Badegäste beschneidet, die freilich so wie in andern berühmten Bädern, auch hier gemeiniglich mehr des Vergnügens und der Lustbarkeiten halben, als um ihre Gesundheit wieder zu erlangen, die hiesigen Anstalten aufsuchen. Das Bad zu Gonten und das Weißbad, beide im J. R. kommen daher auch von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme, und so wie die

in A. R. von Zeit zu Zeit herabkommen, strömen die Fremden dorthin, wo oft die Anstalt nicht im Stande ist alle Personen zu fassen und unterzubringen, sondern sie unaufgenommen wieder abreisen lassen muß.

Schon wurden die Schatten allmählig länger, die Sonne neigte sich zum Untergang und wir athmeten freier, als wir aufbrachen, um unser Ziel zu erreichen. Kaum hatten wir das Bad im Rükken, so musten wir auch schon steigen, und ein angenehmer Fußweg zwischen Matten und Grashügel führte uns långst dem Berg anderthalb Stunden lang hinan. Schon hatten wir fast unser Ziel erreicht, als ein freundlicher Mann, gehüllet in eine Capuzinerkutte, uns höflich empfieng und willkommen hieß. Es war dieß der Eremit, welcher den Sommer hindurch eine kleine Zelle auf diesen hohen Gebirgen bewohnt, und sich auf mancherlei Weise für Fremde und Sennen nüzlich macht. Er war eben beschäftiget den schmalen unsichern Weg für Reisende zugänglicher und ebener zu machen; und da er unsern Wunsch vernahm, das Innere der Clause näher zu betrachten, das Wildkirchle und die dortige vortrefliche Aussicht in Augenschein zu nehmen, so führte er uns, bis wir in seiner einsamen Wohnung von dieser beschwerlichen mühsamen Reise ausruhen konnten. Doch der lezte Schritt zum Ziel ist auch der gefährlichste, wo es Muth und Entschlossenheit bedarf, um ihn noch zu wagen. Eine schmale hölzer-

zerne Brükke, welche man hoch über sich an einer senkrechten Felsenwand hängen sieht, und die der Wanderer passiren muß, wenn er das Wildkirchle, die Wohnung des Waldbruders (wie der Capuziner hier genannt wird,) und mehrere andere Naturmerkwürdigkeiten betrachten will, prüfen hier die Herzhaftigkeit des Pilgers, ob er diesen gefährlichen Tritt noch wagen, oder unverrichteter Sache wieder umkehren will? Schauder- und grausenvoll ist der Anblik jenes Brükchens, welches durch einige Balken, die mühsam in die Felsen befestiget sind, den unschlüssigen Wanderer mit Zweifel erfüllet, was hier zu thun sey? und nicht minder schauderhaft ist der Weg, welcher links an einer hohen Felsenwand, rechts an einem fürchterlichen Abgrund dahin führt, ein Anblik, der besonders die dem Schwindel unterworfene Personen in bange Furcht sezt.

Einen ganz tragikomischen Anblik aber gewährte es dem Beherzten und Unerschrokkenen, als unsre lieben Frauenzimmer diesen engen, schmalen Weg betretten sollten. Bangigkeit und Muthlosigkeit überfiel sie, und hätten wir ihren Wünschen Folge leisten wollen, wir wären ohne unsern Zwek zu erreichen, unverrichteter Dinge wieder den Berg hinabgegangen, und hätten nichts gesehen. Aber der gefällige freundliche Waldbruder sprach Muth ein, die Führer und Wegweiser erboten allesamt ihre Dienste, und wollten die unentschlossenen furchtsamen Damen hinüber tragen, aber keine nahm dieß

An-

Anerbieten an, aus Besorgniß der Führer möchte selbst unter seiner Last schlüpfen, und in den Abgrund hinabstürzen. Endlich drängten wir uns insgesammt kriechend und schmiegend, furchtsam und zaghaft, an der steilen Felsenwand hin, bis wir diese gefährliche Stelle glüklich zurükgelegt hatten. Jezt, liebe Aelt., da die Gefahr, die ich hier ausstund überstanden ist, da ich nachher diesen engen Felsenweg noch einmal passirt, meine Herzhaftigkeit geprüft und bewährt erfunden habe, finde ich ihn bei weitem nicht mehr so gefährlich als ich ihn anfänglich nach meiner überspannten Einbildungskraft glaubte, und er selbst von Reisebeschreibern geschildert wird. Wer nie hohe Berge bestiegen hat, von Natur zum Schwindel geneigt ist, den übertriebenen Beschreibungen, die man oft nur vom Hörensagen von dieser Stelle macht, Glauben beimißt, und also schon mit einem von Furcht und Zagen angefüllten Herzen hier erscheint, der glaubt freilich gleichsam den Schritt zum Todespfad zu thun. Aber ich fand in der Folge noch weit gefährlichere Wege, wo ich in der That zwischen Tod und Leben inne stund, und mit zitternden Füssen und bebenden Händen Gott nach überstandener Gefahr dankte, daß er mich gleichsam wie durch ein Wunder erhalten, und meine Tritte gestärkt hatte.

Dieser gefährliche Weg, den man betretten muß, wenn man zum Waldkirchle und zu der Wohnung des Waldbruders gelangen will, ist ohngefähr

100 Schritte lang, und führt am Ende über ein kleines hölzernes Brükchen, dessen ich vorhin erwähnte, zum schönen Ziel. Durch die steten Bemühungen und rastlose Thätigkeit des Waldbruders, der auch der Bruder Antoni hier genannt wird, und sich um die Fremden, die seine kleine Zelle besuchen wollen, auf alle Weise verdient macht, hat sich dieser schmale Weg schon gar sehr verbessert, indem er starke und haltbare Lehnen auf der gefährlichen Seite mühsam befestigte, an die man sich unverzagt anhalten und vermittelst derselben weit sicherer als vorhin, weiter kommen kann, an denen aber freilich der furchtsame Reisende sich anzuhalten nicht wagt, aus Furcht sie möchten mit ihm in die Tiefe hinabsinken. Auch hat er vor Kurzem an dem schroffen Felsen so viel Steine abgesprengt, daß der Weg etwas weniger furchtbar geworden ist. Und wenn auch Herr Ebel, der neueste Reisebeschreiber dieses Landes, diese Passage als sehr gefährlich und fürchterlich darstellt, so geb ich zwar zu, daß bei seiner Anwesenheit 1797 die Sache sich also verhalten haben kann, behaupte aber mit Recht, daß die Einrichtung nun weit bequemer sey.

Indessen waren wir doch alle recht froh, als wir uns gleichsam wieder auf festem sichern Grund und Boden befanden, und gleich den Schiffern, die vor der Scylla und Charybdis glüklich vorbeigeschifft sind, sezten wir uns jauchzend in das grüne Gras und betrachteten mit innigstem Wonnegefühl die Schönheiten

ten

ten der Natur, die sich unsern forschenden Augen darboten. Mit einem heiligen Schauer betraten wir das Wildkirchle, welches nichts anders ist, als eine vierekkichte, seit Anfang der Schöpfung gebildete, 18 Schritte lange und 15 breite Felsenhöhle, an deren Eingang eine kleine hölzerne Capelle mit einem Thürmchen versehen, steht. Im Innern der Höhle erblikt man einen von Steinen und Holz simpel errichteten Altar, an welchem allerlei Figuren nebst einer Inschrift angebracht sind, die sogleich die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehet, und über den Ursprung und den Stifter dieser Kirche einen nothdürftigen Aufschluß ertheilt. Mehrere an der Wand der Grotte umher angebrachte steinerne Sizze und eine Menge hölzerner in der Mitte des Raums hingelegter Balken sind die Kirchenstühle der Zuhörer, wenn von einem Capuziner aus dem Flekken Appenzell dreimal des Jahres den Sennen geprediget und Messe gelesen wird. An manchen Stellen tropfte während unserer Anwesenheit von der feuchten Dekke ein kaltes Schwefelwasser herab, so, daß die Zuhörer (ist die Witterung warm und das Gedränge in der Kirche groß) Mund und Herz zugleich laben können. Noch mehr als dieß aber wird es für den Geologen bemerkenswerth seyn, daß die Dekke mit Mondmilch (lac lunae) Tropfsteinen und Salpeter überzogen ist, welche erstere man vermittelst eines Messers abschälen und gleich einer Thonerde zusammendrükken kann. Sie

wird

wird häufig von armen Leuten abgekrazt, in Säkken fortgetragen, und zentnerweis an die Apotheker nach Zürich und andre Orte verkauft, da sie, wie bekannt in der Medizin mit Nuzzen gebraucht und selbst von den Sennen bei Heilung gewisser Viehkrankheiten vortheilhaft angewendet wird. Dicht neben der Kirche befindet sich die einfache, kleine Eremiten-Wohnung, an welcher ein kleiner Stall für die Ziegen des Einsiedlers, die seine einzige nächtliche Gesellschaft in stiller Einsamkeit sind, angebracht ist, welche Thierchen er frei in den Alpen herumlaufen und ohne Entgeld weiden lassen darf. Auch dieses niedliche, einfache Häuschen ist unter dem Eingang einer zweiten Grotte erbaut, und bietet die reizendeste Aussicht nach Nordosten dar. Das Auge bemerkt mit Wohlgefallen in der Entfernung die zerstreuten Wohnungen eines grossen Theils dieses Kantons, welche in grünen Wiesen, an grasreichen Hügeln hangend, aus den Fenstern dieser Eremitage den schönsten Anblik gewähren. Das schöne neu aufgebaute Dorf Gaiß, und der nahe liegende Gäbris fällt ungesucht ins Auge. Zwischen dem Fähneren und dem Camoor, zween gegen Morgen liegende Berge, zeigen sich gleich einem Gemählde im Hintergrund ein Theil des lieblichen Rheinthals, die Tyroler Schneegebirge und die vorarlbergischen Herrschaften. Der jugendlich wild dahin strömende Rhein, der seinen Weg von Graubünden hervorgenommen, schlängelt sich durch

frucht-

fruchtbare Ebenen sorgenlos dahin, schimmert aber dem Auge nur gleich einem weissen Bande entgegen. Wer ein gutes Telescop bei sich hat, wird auch die Schlösser Hohenems und andre Ortschaften genau bezeichnen können.

Die im Rükken des Eremitenhauses befindliche Höhlung ist um vieles grösser und weiter als die vorhin erwähnte. In der Mitte derselben befindet sich ein hölzerner Wasserbehälter, in welchem der Bewohner dieser Grotte die Tropfen auffasset, welche von der Höhe herabfallen, und die zu seinem kalten Tischtrunk dienen. Ein dunkles Loch im Hintertheil der Höhle öffnet den Eingang in eine dritte Grotte, welche wegen häufiger und von der Dekke herabgefallener Steine, und mehrerer hie und da verborgener Spalten und Löcher, sehr gefährlich, und da sie ganz finster ist, ohne Erleuchtung unsicher zu durchwandern ist. Und doch muß der Reisende diesen rauhen Ausweg wählen, wenn er auf die sich über ihm befindlichen schönen Alpen gelangen, und die Hütten der Sennen, ihre Lebensart, häusliche Einrichtung, und andre Merkwürdigkeiten betrachten, und eine schöne Aussicht in die Gegend umher geniessen will. Wer diesen abermaligen etwas beschwerlichen Weg nicht wagen wollte, der würde genöthiget seyn, den vorhin genannten, weit unangenehmern und gefährlichern Felsenweg zurük zu gehen, da von der Wohnung des Eremiten kein anderer Ausweg auf die Alpen möglich ist. Wir waren

durch

durch die bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten bisher schon etwas unverzagt gemacht worden, und so ersuchten wir den freundlichen Waldbruder, nachdem wir alles Sehenswerthe bei ihm in Augenschein genommen hatten, uns zu Fortsezzung unsers Wegs durch gedachte dunkle Höhle behülflich zu seyn, welches er denn auch für eine kleine Belohnung, die ihm hier kein Reisender versagt, gerne that. Nachdem er mit seiner kleinen schwachen Einsiedlerlampe uns spärlich den gefährlichen Weg erhellt hatte, so ward auch diese kleine Beschwerlichkeit wieder glüklich überstanden, und kaum erbliften wir das Tageslicht, so befanden wir uns auch gleichsam in einer andern Welt. Eine schöne breite ebene Alp, auf der sich mehrere Sennhütten befanden, und die die Ebenalp genannt wird, hatten wir jezt betretten, und ganz andre Gegenstände stellten sich nun unsern forschenden Augen dar. Die lezten Strahlen der untergehenden Sonne, die ihren Purpurglanz so gern fernen Gegenständen mittheilt, vergoldeten die hohen Felsenspizzen, auf deren Rükken wir uns befanden, gewährten einen majestätischen feierlichen Anblik, und stimmten unsre Herzen zu erfurchtsvollen Empfindungen. Wir warfen uns auf den weichen Boden nieder, betrachteten dieß alles mit einem wahren Wonnegefühl, und da der Hunger uns nöthigte, ihm seinen Tribut zu entrichten, so lagerten wir uns in gesellschaftlichem Verein, den Bruder Antoni, unsre Begleiter und Lastträger mitten unter uns,

um unsre Weinflaschen und Fleischvorräthe, und liessen es uns wohl seyn. Der bescheidene höfliche Kuttenmann, wurde durch unsern guten Rheinthalerwein gesprächig und redselig, unsre kalte Küche flößte ihm immer mehr Zutrauen gegen uns ein, und so theilte er uns mehrere Umstände aus seinem beschwerlichen Leben sowohl, als aus der Stiftungsgeschichte dieser Einsiedelei mit, wovon ich ihnen einen kleinen Auszug mittheile.

Schon lange vor der Reformation verfiel irgend ein Fantast aus einem Kloster von Appenzell auf den sonderbaren Einfall, diese öde einsame Gegend zu seinem Aufenthalt zu wählen, theils um eine grössere Heiligkeit zu affectiren, theils um den Himmel, dem er schon ein Paar Stunden näher war, durch diese heroische That sich zu verdienen. Die Sennen trugen ihm Holz und andre nöthige Baumaterialien zu, da ihnen grosse Vortheile, die sie und ihre Heerden von der Nähe eines solchen Heiligen sich zu versprechen hätten, zugesichert wurden. Lange hielt er in diesen einsamen Berghöhen aus, bis ein seliger Tod ihn aus dem Wildkirchle in ein anders Leben überführte. Er hinterließ die Clausur als Erbtheil seinem Bedienten, der auch einige Jahre lang allein diese wilde Gegend bewohnte, aber wegen seines hohen Alters wieder zu den Thalbewohnern sich herabließ. Lange Zeit blieb diese Einsiedlerwohnung unbewohnt und leer, bis im 17ten Jahrhundert ein Pfarrer an der Hauptkirche zu Appenzell Paul Ul-

mann aus Verdruß sein Amt niederlegte, diese Wohnung die vom Zahne der Zeit baufällig geworden war, zu seinem Aufenthalt wählte, sechs Jahre lang diese stille Gegend bewohnte, und in dem Kirchelchen den Sennen predigte und Messe las. Doch da sein Alter heranrükte, und er in der rauhen Winterjahreszeit nicht mehr im Stande war, der Kälte Troz zu bieten, so vertauschte er seine Clause mit einem ganz entgegengesezten Wohnplaz, zog nach Lindau in die reizenden Gefilde am Bodensee, wo er in dem dasigen Stifte sein Leben beschloß, und ein Capital zur Unterhaltung eines Eremiten und zur Ausbesserung der Einsiedlerwohnung in Appenzell hinterließ, daher seit dem Jahre 1656 ununterbrochen die Clause auf der Altenalp bewohnt wurde, doch mit der Einschränkung, daß der jedesmalige Einsiedler nie vor dem Monat Mai gehalten war, sich hinauf zu begeben, und bei rauher Herbstjahreszeit am Feste Michaelis wieder seine Wohnung im Thal beziehen durfte. Jezt bewohnt ein Capuziner-Laienbruder diese einsame Hütte, wofür er jährlich 10 fl. an Geld, im Winter, oder vielmehr von Michaelis bis zum Monat Mai eine freie Wohnung nebst einer Jauchart Akkerland und Torfboden nahe beim Flekken Appenzell und noch überdieß die Erlaubniß erhält, mehrere Ziegen in den Alpen frei grasen zu lassen.

Der dießmalige Eremit bewohnt schon seit 13 Jahren diesen Aufenthalt, und wie es scheint, so wendet er die Zeit der Musse, die sich ihm bei diesem einsamen Leben darbietet, auf das gemeinnüzzigste an, indem er gefährliche, mühsame und steile Wege in der Gegend umher verbessert und gangbar macht. Doch besteht als Einsiedler seine eigentliche Beschäftigung blos darinnen: des Tages zu bestimmten Stunden viermal die Glokke zu läuten, und dadurch sowohl die Sennen zum Gebet zu ermuntern, als auch ihnen die Zeit des Tages zu bestimmen. Aber weder an Sonn- noch Festtagen hält er für dieselben Gottesdienst, da er als ein Laienbruder die Erlaubniß dazu nicht besizt, obgleich Herr Ebel in seinem vorhin angezeigten Werke in dieser irrigen Meinung stehet. Dieser Bruder Antoni besizt zwei Gaisen, welche ihm täglich seinen kärglichen Unterhalt geben, wobei er noch, im Fall deren Milch nicht hinreicht, die Erlaubniß hat, in allen Sennhütten sich etwas Butter auszubitten, welche man ihm auch gern verabfolgen lässet. Ohne die häufigen Besuche der Fremden, die oft sehr freigebig in Austheilung ihrer Geschenke gegen ihn sind, und dafür ihre Namen in ein Buch eintragen dürfen, würde er wohl keinesweges von seinem kleinen Gehalte, Sommer und Winter hindurch leben können. Daher erzählte er mit innigem Dankgefühl und herzlicher Rührung, wie einst der kürzlich verstorbene Fürst von Thurn und Taxis diese Gebir-

ge bestiegen, auch seine Eremitenwohnung betretten, und ihn durch glänzende Versprechungen fast überredet habe, seine Kutte auszuziehen, sein Appenzeller Vaterland zu verlassen, und ihm auf seine Güter ins Oestreichische zu folgen, wo er lebenslänglich die beste Unterhaltung, die gemächlichsten Tage, in ländlichen selbst zu wählenden Beschäftigungen bis an sein Ende geniessen sollte. Er erzählte uns, die wir ihm, dem treuherzigen Waldbruder, unsere ganze Aufmerksamkeit schenkten, ferner, wie dieser gnädige Fürst alle Bewegungsgründe ihn dazu zu bereden hervorgesucht, aber doch durch keine goldenen Berge und vielsagenden Verheissungen, die ihm gegeben worden, ihn dahin zu bringen vermocht habe, diesen zwar armseligen und beschwerlichen, aber dermal geliebten Aufenthalt, und was das Meiste sei, sein liebes Vaterland zu verlassen, und in entfernte Lande, an den schlüpfrigen Hof eines teutschen Fürsten sich zu begeben. Ein Geschenk von drei Louisd'or, das er ihm gemacht und mehrere andere Gnadenbezeugungen, die er ihm erwiesen hat, sind noch stets bei ihm im frischen Andenken. — Er verläßt gegen Michaelis diesen seinen Sommeraufenthalt, und bezieht seine Wohnung nahe bei Appenzell, die durch ein grosses hölzernes Kreuz vor demselben leicht in die Augen fällt. Im Winter lebt er dann von seinem erbauten Korne und von den Erdäpfeln, die er im Frühjahr vor seiner Wohnung anpflanzt, gräbt seinen Torf,

und verdient sich durch Spinnen und durch Verfertigung hölzerner Schuhe für den Landmann, seinen Unterhalt, bis der holde Frühling ihn wieder in die Berge ruft.

Zwanzigster Brief.

Inhalt.

Nachtquartier in den Sennhütten; Sitten und Gebräuche ꝛc. ꝛc. der Sennen. Sonnenaufgang. Ein appetitliches Frühstük. Reise nach dem hohen Säntis. Die Gesellschaft trennt sich. Das Zigerloch. Allerlei Naturmerkwürdigkeiten in den Alpen; Diamanten und Crystalle. Mehrmalige Lebensgefahr. Vorsichtsregeln für Alpenwanderer. Der hohe Säntis. Vortrefliche Aussicht. Rükkehr. Windlöcher. Der Seealpersee. Ankunft im Weißbad. Einige Reiserouten nach dem hohen Säntis.

Gaiß im August.

Der Waldbruder verließ uns, und eilte hinab in seine stille Zelle. Wir verlohren uns beim Anblik der mildreizend beleuchteten Gegend in den Genuß der reinsten Freuden, und vertheilten uns in den Sennhütten, die wir hier fanden, um uns ein so viel als möglich bequemes Nachtlager auszusuchen. Die Sennen nahmen uns mit Freuden auf,

und

und erboten sich alle nur mögliche Bequemlichkeit uns zu verschaffen, die sie zu leisten im Stande wären; aber das Schlimmste war, daß man wenig derselben verlangen konnte. Indeß waren wir darauf gefaßt, und schikten uns sämmtlich in unsre Lage so gut wir konnten. Unsre Frauenzimmer begaben sich mit ihren Männern in ihre niedrigen Schlafgemächer, und nahmen auf den Nachtlagern der Sennen Plaz, die sich unterdessen wo anders hin zur Ruhe begeben hatten. Ich und einige andre Herren erstiegen einen Heuboden, und erwarteten für unsre ermatteten Glieder den sanften Schlaf, der sich auch bald unserm Lager nahte. Während nun unsre kleine liebe Reisegesellschaft sich in den Armen des erquikkenden Morpheus befand, schrieb ich noch flüchtig die Materialien zu der hier nachfolgenden kleinen Beschreibung von der Lebensart, der häuslichen Einrichtung, Wohnung und Beschäftigung der Sennen nieder, da diese Gegenstände in der That einige Aufmerksamkeit verdienen, und unterhaltend sind.

Die Sennen sind starke, wohlbesezte und gesunde Leute, von schwarzem aber munterm Aussehen, dienstfertig und nach ihrer bäurischgroben Art höflich und freundlich, ehrlich aber geldbegierig. Nur macht es einen recht fatalen Eindruk auf das Gemüth eines Reisenden, der von der Genügsamkeit und Sitteneinfalt dieser Alpenbewohner eine schöne grosse Idee hat, und ihre Hütten betritt als käme

er in die Wohnung eines arkadischen Schäfers, wenn er bemerkt, wie sie nur auf den Beutel schauen, den schönen Rock des Fremden mit Wohlgefallen erblikken, und daraus auf seinen Wohlstand schliessen, weshalb sie nie die Rechnung für genossene Milch und Schotten machen, sondern stets in Erwartung mehr als den wahren Werth dafür zu erhalten es immer der Generosität des Reisenden, bei der sie selten zu kurz kommen, überlassen. Durch reisende Botanikter und Mineralogen, die hier unechte Diamanten, Crystalle und merkwürdige Kräuter aufsuchen, haben auch sie dergleichen Merkwürdigkeiten kennen gelernt, und darauf aufmerksam gemacht tragen sie sogleich, wenn man ihre Hütte betritt, etwas von solchen Kleinigkeiten einem zum Kaufe an. Die Knaben oder Handbuben, deren Aeltern 20 bis 30 Stükke Kühe weiden lassen, halten es für keine Unverschämtheit einen Fremden, den sie auf dem Wege finden, um einige Kreuzer anzuflehen.

Ihre Kleidung und Lebensart ist schmuzzig, und wer bei ihnen isset und trinkt, darf keinesweges zum Ekel geneigt seyn, denn da sie Tag und Nacht bei und unter dem Vieh leben, die Kleider nie, die Wäsche nur selten wechseln, so kann ihr Aeusseres auch nicht nach den Regeln der Reinlichkeit eingerichtet seyn. Sie tragen lange Zwilchhosen, aus welchen rings um den Bund das schmuzzige Hemd hängt, und die über die Beine herabfallen würden, wenn sie nicht durch einen Hosenträger in die Höhe

ge-

gehalten würden. Ausserdem tragen sie noch eine Ermelweste von gleichem Zeuch, welche rings um den Leib zugenähet und mit keinen Knöpfen versehen ist, daher sie mit dem Kopf und den Armen durch die untere Oeffnung, wie in einen Sack hineinkriechen. Sie bedienen sich hölzerner Schuhe, die sie mit zwei ledernen Riemen über die blossen Füsse befestigen, indem sie nur bei kalter Witterung Strümpfe anlegen. Ein schwarzes rundes Lederkäppchen bedekt Tag und Nacht ihr Haupt, und so ist ihre Kleidung simpel und wohlfeil.

Ihr tägliches Nahrungsmittel Jahr aus Jahr ein, ist Schotten, Milch und Käse, und nur bei besondern Anlässen, wenn sie sich etwas gütliches thun wollen, quirlen sie etwas weisses Weizenmehl in eine Pfanne voll Sahne oder Rohm, der hier Niedel genannt wird, und bereiten sich eine fette Breiart, die sie für etwas sehr köstliches und schmakhaftes halten, und Romzonnen nennen, welche Speise ich aber wegen ihrer Fettigkeit nicht geniessen konnte. Ihre Käse essen sie ohne Brod, weil sie entweder gar keines oder blos eine schwarze schliffige feste Brodart haben, die einem Fremden gewiß höchst ungesund seyn muß. Wer also nicht gewohnt ist wie sie Käse, Milch und Butter ohne Brod zu geniessen, der thut wohl, sich damit im Flekken Appenzell oder in der Mühle am Weißbad zu versehen, und wo möglich Essinstrumente zu sich zu nehmen, da sie auch damit nicht versehen sind, oder sehr unreinliche besizzen.

Ihre Bettstellen oder Nachtlager sind ganz einfach aus Holz und Steinen zusammengesezt, und mit Heu oder Berggräsern belegt. Diese sind des Nachts ihre Lager, und bei Tage ihre Tische und Stühle. Ein schwarzer Pfuhl und eine schmuzzige Dekke ist ihr ganzes Bettzeug, ein Paar kupferne Pfannen sind ihr Kochgeschirr, und einige hölzerne Schüsseln und Bekken ihre sämmtlichen häuslichen Gefässe. Ihre Hütten sind klein und schlecht von Steinen erbaut und mit Brettern belegt, die statt der Befestigung durch Nägel mit grossen Steinen belastet sind, und zugleich verhüten, daß bei stürmischer Witterung das Dach nicht herabfalle. Sie gleichen den Wohnungen der Grönländer oder den teutschen Krämerhütten, und haben nicht einmal Luftlöcher, vielweniger Fenster, sondern erhalten ihr Licht durch den Eingang. Weil im Dach keine Oeffnung oder Rauchfang angebracht ist, so verbreitet sich der Rauch in der Hütte, und muß zur Thüre hinausziehen, welches einem Fremden nicht wenig beschwerlich fällt, da in den hohen Alpen, wo fast immer ein rauher kalter Wind bläset, immer ein Feuer unterhalten werden muß, das sich in dem einen Ekke ihrer Hütte auf einem Feuerheerde befindet, über welchem ein grosser kupferner Kessel zu Bereitung der Schotten hängt. Da die wenigsten Alpen hinreichend Holz besizzen, vielmehr viele gänzlichen Mangel daran leiden, so sind die Sennen oft genöthiget bei zwei Stunden weit die Brennmaterialien mühsam herbei

zuführen, oder aus tiefen, gefährlichen Löchern oder Abgründen heraufzuschleppen. Und doch bedarf der Senne theils zur Bereitung der Speisen, theils zur Schotten vieles Holz. Daher es auch eine Haupteigenschaft einer guten Alp ist, wenn sie hinlänglichen Holzwachs besizzet. In müssigen Stunden, deren die Sennen viele haben, sizzen sie gesellschaftlich, wie die Wilden, um ihren Feuerheerd, rauchen ihr Pfeifchen Tabak, und unterhalten sich von ihren Kühen und Kälbern, und wie hoch auf den Märkten zu Appenzell oder Altstädten der Preis dieser oder jener Kuh angesezt worden sei. Wer ihnen ein kleines Geschenk von Rauchtabak bringt, der hat sich ihre ganze Liebe und Huld zu versprechen und erhält so viele Freundschaftsbeweise von ihnen, als sie zu erzeigen nur immer im Stande sind. Schmaucht der Senn kein Pfeifchen, oder nach seiner Sprache zu reden: bäkelt (tabäkelt) er nicht, so legt er sich auf die faule Bärenhaut, auf sein Lager, bis die Stunde des Melkens erscheint, und die Kühe ihn aufzustehen nöthigen, daher er auch einen grossen Theil des Tages verschläft.

So leben nun die Sennen in den zum Theil ungeheuer hohen Alpen, und führen gleichsam ein wahres Pflanzenleben, entfernt von aller menschlichen Gesellschaft, eingeschlossen in ihre Alphütten und doch nach ihrer Art recht frohen Muthes unter einander. Sie steigen nur selten während des Sommers zu den Ihrigen hinab; denn ihre Weiber und

Kinder bleiben in ihren Thalwohnungen zurük; doch erscheint zu Zeiten die besorgte Hausfrau, getrieben von Sehnsucht und Liebe zu ihrem lieben Ehemann, und erkundiget sich: ob noch alles gesund und wohl im Hause stehe? und begiebt sich nach einigen Tagen oder Stunden wieder wohlgetröstet heim! —

Mit ihren Gaisen und Kühen führen sie einen recht vertraulichen freundschaftlichen Umgang, sie sprechen mit ihnen wie mit Menschen, küssen und umarmen sie, und bedienen sich selten ungesitteter Schimpfworte, wie unsre teutschen Fuhrleute und Stallknechte, vielweniger einer Peitsche oder eines Stekkens. Mit liebreichen Worten lokte der Senn, bei dem wir übernachteten, seine Gaisheerde heran, welche sich folgsam um ihn her versammelte, und eine jede Gaise blieb dann so lange still stehen, bis er sie ausgemolken hatte. Dabei saß er auf der Erde, ohne die Hülfe eines andern nöthig zu haben, weil jede Gaise auf seinen Wink kam und sich wieder entfernte. Es sind aber auch diese Thiere in den hohen Alpen nichts weniger als scheu und furchtsam, vielmehr lassen sie sich auch von einem Fremden gern fangen, und was man will, mit sich anstellen.

So oft unser Wegweiser und ehemaliger Kälbertreiber aus Appenzell vor einer Hütte vorübergieng, die verschlossen war, und er doch wissen wollte, wer darinnen sey? so bediente er sich allemal des Zurufs: u h o h o h o h o h o! welches öfters auf

gleiche Weise erwiedert wurde, worauf ein schwarzer Senn aus seinem Loch hervorkam, uns zu sich einlud, oder nach unserer Reiseroute neugierig fragte. Diesen Zuruf bemerkte ich auch in der Folge mehrmals, wenn Sennen einander begegneten oder von weitem sich zuriefen. Bekannt, und selbst in mehreren Reisebeschreibungen erwähnt, ist ihr Hirten = oder Alpgesang, welcher — gemeiniglich von ihnen der Kühreihn genennt — mehrentheils von den Sennen in müssigen Stunden angestimmt, und als Ermunterung zur Freude getrillert wird, obgleich Herr Ebel der Meinung ist, daß er um die Viehheerden zu versammeln von ihnen gebraucht werde, was ich wenigstens nie, und auch bei angestellten Erkundigungen nicht bestätiget fand. Es besteht derselbe keinesweges aus artikulirten Tönen, wird auch nicht mit Worten gesungen, sondern ist eine Art von Gegurgel, wobei man nur eine geringe Bewegung der Kinnlade und ihrer Muskeln bemerkt, ohne daß man im Stande wäre, eine deutliche Beschreibung weder mit Worten, noch mit musikalischen Zeichen oder Tönen davon zu geben, ob schon der Graf von Stollberg in seiner Reise durch die Schweiz und Italien, und Ebel in dem oben angezeigten Werke die musikalischen Noten davon gegeben haben. Wer den Kühreihn nicht selbst hört, mag sich keinesweges eine vollkommen deutliche Idee auf dem Klavier oder einem andern Instrument davon machen; er muß gehört werden.

Kaum

Kaum hatte Aurora ihre goldenen Strahlen am Himmel verbreitet, als unser Hausherr mich und meine Reisegefährten aus dem Schlaf ermunterte, um die aufgehende Sonne, die ihren Purpurwagen über den Bodensee erhob, zu betrachten. Ich stieg von meinem harten Lager auf, auf dem ich gleichwohl sanft und ruhig geschlafen hatte, wekte die übrige Gesellschaft, welche nach und nach auch an diesem erhabenen Schauspiel Theil nahm, und mit uns die Majestät Gottes im Staube bewunderte, denn einen erhabenern, rührendern und entzükkendern Anblik als den Aufgang der Sonne, giebt es in der ganzen Natur nicht, besonders wer Gelegenheit hat, auf einem solchen hohen Berge an einem heitern Tage, bei reiner Luft und wolkenleerem Himmel, denselben zu betrachten. Alles um uns her war öde und still, kein lärmendes Geräusch aus dem tiefen Thale, kein Rasseln und Rauschen der geschäftigen Welt ließ sich hören, kein Espenlaub bewegte sich, kein Wasser rauschte, kein Vogel sang sein Morgenlied, alles schien noch in der Unterwelt in tiefem Schlaf zu liegen, und ungestört konnten wir so ganz unsern Empfindungen freien Lauf lassen, und unsern Betrachtungen nachhängen.

Unsre lieben Gesellschafterinnen gedachten nun ans Frühstük. Da sie den Kaffe' nicht vergessen hatten, weil sie nicht ohne Grund vermutheten, die Sennen möchten nicht damit versehen seyn, so ersuchten sie einen gastfreien Senn, denselben zu be-

rei-

reiten, und rechneten, weil sie dießmal der Klage über den dünnen Rohm überhoben zu seyn glaubten, auf ein vortreffliches Frühstük. In Ermanglung der Tassen aber musten wir denselben wie eine Suppe aus hölzernen Bekken trinken oder mit Löffeln essen, welches den Damen freilich etwas ungewohnt und unangenehm war; andre assen Milchsuppe, andre Schotten, und jeder nahm das, wozu ihn der Appetit trieb. Zum Glük hatte man uns zu Gaiß den guten Rath gegeben, Löffel zu uns zu nehmen, weil die Alpenbewohner nur spärlich damit versehen seyen; aber einer unter uns hatte diesen Rath zu befolgen vergessen, und wir verlohren fast allen Appetit, als ihm ein dienstfertiger Senn den seinigen darbot, und um denselben rein und sauber darreichen zu können, ihn erst links und rechts durch den Mund zog, mit den schmuzzigen Fingern abwischte, und darbrachte, über welche Dienstfertigkeit unser lieber Reisegefährte in Ungewisheit gerieth, ob er ihn annehmen oder abschlagen sollte.

Sie sehen also, liebe Aeltern, wer die hohen Alpen besucht, in einem Sennbett schläft, mit ihnen isset und trinkt, der darf über einen solchen ekelhaften Anblik die Esslust noch nicht verlieren; denn der Senn meint es mit seiner Dienstfertigkeit gut, und wo die Kräfte fehlen, nimmt man mit dem guten Willen vorlieb. Ueberhaupt scheint man es auf den Alpen in den Regeln der Reinlichkeit gar nicht so genau zu nehmen. Die kupferne Pfanne,

ne, in welcher er Milch und Kaffe' bereitete, reinigte er mit einem schmuzzigen, ekelhaften Lappen nach seiner Art rein und ordentlich aus, so daß wir zwar seine Mühe und Geschiklichkeit bewunderten, aber das Mittel zum Zwek doch keinesweges billigen konnten.

Nachdem wir unser Frühstük genossen, und aus mancherlei Ursachen froh waren, daß wir kalte Speisen zu uns genommen hatten, traten wir unsre Reise weiter an, und nahmen unsern Weg nach dem hohen Messmer hin, der höchsten Spizze des ganzen Appenzeller Gebirges, auf welchem die vortefflichste Aussicht über mehrere Kantone der Schweiz zu betrachten ist. Um dahin zu gelangen, hätten wir freilich zu dem Waldkrchle wieder hinabsteigen, und jenen gefährlichen Felsenweg zurük gehen sollen, aber unsere Gefährtinnen fanden dieß ganz und gar nicht für rathsam, und so zeigte uns ein Senn einen ebenfalls ungangbaren, steilen Felsenpfad, der uns endlich in die Altenalp versezte. Wir hatten Ebels Anleitung die Schweiz zu bereisen, bei uns, um mit Nuzzen diese Gebirge zu durchwandern, und die nöthigen Merkwürdigkeiten in jeder Alp auffsuchen zu können. Aber wir fanden sie sie so kurz und unzulänglich, und hier und da so sehr unrichtig und oberflächlich, daß wir keine hinreichende Befriedigung unserer Wißbegierde daraus schöpfen konnten, zumal da es deutlich in die Augen fällt, daß der Verfasser ausser dem Waldkirchle,

der

der Ebenalp und dem Camoor keine andere Alp in diesen weitläuftigen Gebirgen weiter bestiegen, und deßhalb über andere Gegenden dieses Gebirges nur seichte und unvollkommene Anweisungen zu geben vermocht habe. Indessen da wir so wie die meisten Reisenden vorzüglich den vorhin genannten hohen Messmer oder hohen Säntis (in den Alpen der Geyernspiz genannt,) zu besteigen wünschten, so würde uns ein kleiner Fingerzeig dahin sehr willkommen gewesen seyn. Wir konnten dieß aber im Grunde von Herrn Ebel nicht verlangen, da er dieß Gebirge in den ersten Frühlingsmonaten bestiegen hatte, wo die meisten Alpen noch mit tiefem Schnee bedeckt, und nur die wenigsten zugänglich sind. Ob nun die neueste Ausgabe dieses übrigens schäzbaren Werkes vollständiger ist, kann ich nicht sagen, da sie mir nicht zu Gesichte gekommen ist.

Eine goldene Regel, welche man ganz besonders beherzigen muß, wenn man hohe Bergreisen zu machen gedenket, ist diese: man prüfe sich, ob man einen sichern festen Tritt, und einen schwindelfreien Kopf hat? Ist das nicht, so wage man sich nicht zu weit, wenn man nicht in wirkliche, oder oft nur eingebildete Gefahr laufen will, ein Unglük zu nehmen. Wir verfolgten längst der Altenalp hin, einen so schmalen Fußweg, daß wir Gefahr laufen musten, den steilen Abhang, an dem wir gleichsam hiengen, hinab, und in den eine Stunde gerade unter uns befindlichen Seealpersee zu fallen, des-

sen

sen schwarzes stilles Wasser einen schauerlichen, finstern Anblik gewährte. Auch der Dreisteste durfte es oft kaum wagen in diese fürchterliche Tiefe hinabzuschauen, wenn er nicht seines Schrittes gewiß versichert war. Und doch, welche Entsezzen! wir erblikten mehrmals junge Waghälse, Knaben, welche an der äussersten Spizze eines grünen Grasplázchens standen, wo es so steil und jähe war, wo weder eine Kuh noch Gais das Gras wegzustehlen wagte, wo wir glaubten, daß kein menschlicher Tritt zu fussen im Stande wäre, — hier mäheten sie Gras, trugen ihre Last auf dem Kopf furchtlos aus der Tiefe hervor, um es zu troknen, und an solchen Tagen den Kühen vorzulegen, wo diese wegen eingefallenen Schnees oder Regenwetters im Stall gefüttert werden müssen.

Unsre Frauenzimmer getrauten sich nun nicht weiter, ihre Furcht und Bangigkeit vermehrte sich von Schritt zu Schritt, und sie wünschten nun sehnlich den Rükweg anzutretten, da sie — wie sie sagten — nicht lüstern wären die übrigen Merkwürdigkeiten der Alpen aufzusuchen. Eine niedrige Hütte der Altenalp lud uns freundlich ein, und müde und von der Hizze der Sonne abgemattet liessen wir es uns alle gern gefallen, wieder Halt zu machen, und eine kühlende Alpmilch zu uns zu nehmen. Nicht weit von dieser Hütte entfernt zeigte man uns in der Höhe den Eingang in das sogenannte Zigerloch, bis wohin man ohne viele Beschwer-

lichkeit gelangen konnte. Mehrere Herren nebst mir machten Anstalt das Innere dieser Höhle zu besehen. Der Senn gab uns seinen Handbuben und eine Lampe mit, um ohne Gefahr dieses Loch passiren, und die innern Theile desselben betrachten zu können. Der Eingang befand sich an einer Felsenwand, und muste mit Mühe erst erklettert werden, wobei einer dem andern hülfreiche Hand leistete, und in die Höhe half, bis wir dahin gelangen konnten. Wir zündeten nun unsre Leuchte an, und krochen durch den engen Eingang mühsam hindurch, bis wir in dem Innern der Höhle, die zwar nicht von sehr grossem Umfang, aber sehr hoch war, anlangten. Die Wände waren ganz weiß, und mit Mondmilch völlig überzogen, die wir ohne viele Mühe vermittelst einer Stange, die wir vorfanden, losschlagen konnten. Da nun der Senn dieselbe Bergziger nennt, indem er viele Aehnlichkeit in dieser Mondmilch mit dem Schabziger findet, so gab er dieser Höhle den Namen Z i g e r l o c h *). Der Ein-

und

*) Diese Mondmilch, oder Bergziger, ist eine zarte, schneeweisse, schwammichte, luftige Erde, die in den Gebirgen von Appenzell sehr häufig gefunden wird, in den Berghöhlen und Steinrizzen liegt, wo oft ganze Wände dik damit überzogen und gleichsam übermauert sind. Sie ist bei ihrem Auffinden naß und schwer, wird

und Ausweg ist nicht blos sehr beschwerlich, eng und wegen der nassen Wände unbequem zu durchkriechen, sondern auch beim Mangel an Vorsicht gefährlich, da man über ein tiefes Loch schreiten muß, dessen Tiefe unergründlich ist, und über welches der Wanderer nicht ohne bange Besorgniß tritt.

Wir trafen bei unsrer Reisegesellschaft wieder wohlbehalten ein, und da mehrere den Weg fortsezzen, andere aber lieber den Heimweg antretten wollten, so trennten sich die Frauenzimmer und einige Herren, nebst mehrern dienenden Personen, und ich und einige andre beschlossen, wo möglich den Säntis zu besteigen und unsern einmal gefaßten Plan auszuführen. Blos ein Führer aus Appenzell, der die sichersten Wege zu wissen vorgab, blieb bei uns zurük, trug unsere wenigen Geräthschaften und einige Erfrischungen, indem wir sobald keine Sennhütte mehr anzutreffen erwarten durften. Da wir aber gleichwohl des Abends im Weißbad, wenn

Gott

aber sobald man sie zusammendrükt und ausgetroknet hat, ganz leicht wie Lerchenschwamm. Sie soll eine gute Arznei bei Nierenschmerzen, Sodbrennen, der rothen Ruhr und bei hizzigen Fiebern seyn, wenn sie vorher im Wasser aufgelöst und innerlich gebraucht wird. Aber auch äusserlich gebraucht man sie hier bei offenen Schäden und fliessenden Geschwüren der Schenkel und ähnlichen körperlichen Uebel.

Gott uns das Leben erhalten würde, wieder einzutreffen und daselbst zu übernachten gedachten, so versprachen die zurükreisende Freunde daselbst unsrer zu warten. Wir schritten nun gleichsam viel sicherer und sorgenfreier vorwärts, da Reisen von der Art mit ängstlichen Damen für andre oft beschwerlich und unbequem sind, weil jene alle Augenblikke Schwierigkeiten und Hindernisse finden, wo keine sind, und weil man dann unnöthiger Weise aufgehalten und in seinem Plane gestört wird. Aber das Reisen auf hohen Bergen ist bei Weitem nicht so ermüdend und abmattend, als vielleicht mancher sich denken möchte, der nie einen auch nur mässigen Berg bereiset hat; denn man kann Tage lang reisen, und bergauf- und ab steigen, ohne sich am Abend so entkräftet zu finden, wie der, welcher durch ein heisses sandiges Thal reiset, wo er wegen des brennenden Schmerzes an seinen Füssen, sich nicht zu lassen weiß, und sich oft mehrere Tage lang nachher sich ausser Stand siehet, weiter zu reisen. Wenigstens machte ich auf dieser meiner angenehmen, frohen und erquikkenden Lustreise in die innern Gebirge von Appenzell diese Erfahrung, und meine Reisegefährten bestättigten sie. Wahrscheinlich ist es auch die dünne, leichte und reine Bergluft in den höchsten Alpen, welche so erquikket und stärkt, daß man die Beschwerlichkeiten des Marsches weit weniger empfindet. Wenn man sich nur warm kleidet, vor Erkältung sichert, wenig Geräthschaften bei sich führt,

gute mit Zwekken beschlagene Schuhe oder Stiefel, einen spizzigen starken Stok, gutes Wetter am Himmel und Proviant im Sak hat, — dann lasse man Gott sorgen; Beispiele von Unglüksfällen in den Alpen von Appenzell sind immer selten.

In der mittlern Region des Gebirges, das wir durchwanderten, trafen wir nur wenig Bäume an, und auch die wenigen, die wir sahen und die unter die gemeinen Nadelhölzer gehörten, hatten kaum die Grösse eines erwachsenen Mannes, und überhaupt mehr Aehnlichkeit mit Gebüschen und Stauden, als mit Waldbäumen, wovon dem Naturforscher der Grund bald einleuchten wird. Auch der kleine Maulwurf, von dem doch die Alten mit Unrecht behaupteten, daß er blind sey, hatte sich auf die Höhe der Altenalp verirrt; er kann also wohl unmöglich blind seyn? Selbst die gemeinsten Schmetterlinge und andere Insecten, das bekannte Kalbsauge, die blaue Kante und die summende Hummel flogen hier wie in den tiefsten Thälern von Blume zu Blume. Vorzüglich aber würde der Botaniker eine vortrefliche Ausbeute für sein Herbarium machen können, da wir die schönsten und seltensten, aber auch die allergewöhnlichsten und gemeinsten Wiesen- und Akkerblumen hier in guter Eintracht unter einander antrafen. Mehrere Arten der Aster, welche die schönsten fürstlichen Gärten zieren würden, selbst die kleine bellis perennis oder das bekannte Gänseblümchen, das immer zuerst auf unsern

Wie-

Wiesen aus dem Schnee hervorkriecht, trafen wir auf den höchsten Alpen sehr häufig an. Oft drängten sich aus einem schmalen Felsenrizze die schönsten lieblichsten Blümchen hervor, die man ihrer Kürze wegen oft nicht einmal abzupflükken im Stande war. Das sedum reflexum, welches man auch in sandigen Thälern antrift, fanden wir hier in den Steinklippen unzählig. Auf meiner Reise durch Franken gewahrte ich dasselbe öfters, und machte an demselben die sonderbare Bemerkung, daß es, wenn man es an einem Stubennagel aufhängt, eine geraume Zeit lang fortwächst, und zusehens grösser wird, ja sogar blühet. Die arnica oder Wolferlei, ein medizinisches oder Apotheker-Kraut wird von hier auf Bestellung an teutsche Apotheker häufig versandt. Aber kaum traute ich meinen Augen, als wir in den höchsten Schneegebirgen hinter dem Oerli, und in noch höheren Alpen ein allerliebstes Blümchen fanden, das wir am allerwenigsten hier gesucht oder erwartet hätten, ich meyne die myosotis scorpioides, oder das allgemein geschäzte und von Verliebten so zärtlich gepflegte Blümchen Vergißmeinnicht. Im Gewande der reinsten Unschuld und Anmuth glänzte es hier in den höchsten Regionen der kalten Schneegebirge einsam, aber weit schöner und reizender, als wir es je in unsern Thälern auf Wiesen und an Bächen pflükken können. Es ist also in der That sonderbar, daß die allergewöhnlichsten Wiesenblumen, z. E. leontodon taraxacum, oder Löwen-

zahn,

zahn, campanula persicifolia oder die blaue Glokkenblume, und ausser den oben genannten, noch eine grosse Menge, die wir täglich auf unsern Spaziergängen an Wegen und Feldern finden, an den äussersten Spizzen der kalten Schneeberge angetroffen werden. Aber auch äusserst seltene Pflanzen wird der Freund der Botanik hier nicht vergeblich suchen, und wir bedauerten nur, daß der Monat August uns die schönsten und seltensten Blumen, die im Wonnemonat blühen und in ihrer wahren Pracht sich zeigen, schon entzogen hatte. Herr Cotta hatte mich daheim um die draba pyrenaica, die einzige Pflanze, die man auf den Appenzeller Gebirgen ausschlüßlich und sonst in der ganzen Schweiz nirgends findet, gebeten, und gern hätte ich Ihnen ein Exemplar an Ihn beigelegt, wenn ich sie in der Blüthe angetroffen hätte.

Nicht selten gelangten wir aber auch an solche Stellen, wo wir in wahrer Lebensgefahr uns befanden, und noch gegenwärtig denke ich mit Zittern und Zagen an jenen Augenblik, in welchem wir in Todesangst schwebten und ich mein Leben fast verlohren schäzte. Wir hatten nähmlich einen jähen abschüssigen Berg zu übersteigen, wo wir in einen fürchterlichen, gewiß Stunden tiefen Abgrund hinunterschaueten, und deshalb schon in nicht weniger Verlegenheit uns befanden; und doch musten wir diesen Weg betretten, wenn wir anders hinter das Oerli und den Meßmer gelangen wollten,

wo-

wohin wir nur noch einen eine Viertelstunde langen Weg zurükzulegen hatten. Zum Glük war die vorzüglich gefährliche Stelle nur zwei oder drei Schritte lang, und doch wusten wir lange nicht was wir jezt anstellen sollten. Hoch über uns am Berge lag ein dikkes Schneefeld, welches aber von der Hizze der Sonne nach und nach schmolz und den Weg, den wir passiren musten, feucht und schlüpfrig machte, so daß dadurch die Gefahr, diese paar Schritte zu wagen, noch um Vieles vergrössert wurde. Nur hie und da ragten aus dem kahlen, graslosen Boden einige Steine hervor, auf welchen wir fest zu tretten gedachten; denn das Schneewasser hatte durch die Länge der Zeit den Rasen samt den Steinen in die Tiefe hinabgeschwemmt. Wenn wir nun, um sicher zu fussen die Festigkeit einzelner hie und da hervorragender Steine untersuchen wollten, so fanden wir zu unsrer Betrübniß, daß sie nur ganz lokker in dem durchweichten Boden staken, und bei schwacher Berührung in den Abgrund rollten, in den wir nicht ohne Schaudern blikken durften, wenn wir nicht vom Schwindel ergriffen hinab zu sinken Gefahr laufen wollten. Die Lage war so ungünstig, daß keiner dem andern beizustehen im Stande war, und selbst der unerschrokkene Führer war genöthiget für seine Sicherheit zu sorgen; doch machte er den Weg voran, grub vermittelst seines Stokkes einige Vertiefungen in die lokkere Erde, in welche wir unsre Füsse sezten, und so kamen wir endlich, nicht ohne

die

die grössеste Bangigkeit, glüklich wieder auf festen Grund und Boden, und dankten Gott, der uns geholfen hatte.

Wir gelangten nun, nachdem wir vorher einen kleinen, eine Viertelstunde langen Gletscher zurückgelegt hatten, an eine Stelle, wo nie einiges Gras wächst, und wo uns unser Führer auf Schweizer-Diamanten aufmerksam machte, die hier häufig gefunden würden. Die Sennen sammeln sie fleissig und heissen sie Stralsteinchen, weil sie im Sonnenschein wie Spiegel glänzen und einen weissen Stral von sich geben. Es sind dieses aber nichts anders als kleine, sehr feine und harte Crystalle, die an beiden Enden in pyramidale Spizzen zusammenlaufen. Sie sind hier von doppelter Art, lautere und unlautere zu finden. Wenn man die hellen schleiffen lässet, so muß der, welcher sie von den wahren Diamanten unterscheiden will, ein guter Edelsteinkenner seyn; denn sie haben Glanz- und Farbenspiel wie die schönsten, die aus Bengalen zu uns gebracht werden, sind zwar nicht so hart wie die echten, halten aber im Feuer aus.

Wir sezten uns nun nieder um Mittag zu halten, da der Hunger, den wir von dem mühsamen Klettern und Steigen empfanden, uns an unsre Schuldigkeit erinnerte. Wir schöpften, da wir unsern wenigen Weinvorrath spärlich eintheilen musten, aus den nahen Quellen das reinste Wasser, asen von unsrer kalten Küche, genossen die vortreff-

lich-

lichste Aussicht über einen grossen Theil des Appenzeller Landes, der Kantone St. Gallen, Thurgäu, Zürich und anderer, und hatten eine so frohe Stunde, daß wir keinen König um seine coena dubia beneidet hätten. Eben als wir an unserer fürstlichen Tafel speisten, kletterte ein junger Sennknabe einen fürchterlich hohen Felsen zu uns herab, und brachte uns einige vortreffliche durchsichtige Crystalle zum Kauf, die wir ihm auch um eine Kleinigkeit gerne abnahmen. Ich werde Ihnen bei meiner Rükkunft einige solche Crystalle und Schweizer-Diamanten zeigen können, die ich als ein Andenken an diese Gebirge heilig aufzuheben gedenke. Schon in meinem fünften Briefe meldete ich Ihnen das Eine und Andre über die schönen und sehenswürdigen Crystallhöhlen des Rheinthals, die am Fusse des Berges Camoor befindlich sind; ich füge nur noch bei, daß wenn man diesen Crystall (crystallus Islandica) voneinander schlägt, er allemal in einen Rhombus zerfällt, und selbst alsdann diese länglich gevierte Figur beibehält, wenn man ihn auch in noch so kleine Stükke zerschlägt, und dann mit einem Vergrösserungsglase betrachtet. Jene Höhlen des Rheinthals gehören unter die schönsten und vortreflichsten Crystallhöhlen von Europa, und verdienen mit Recht von einem jeden Reisenden betrachtet zu werden, da man hier Crystallfelsen von solcher Grösse findet, daß man viele tausend Zentner davon wegführen könnte.

Wir giengen nun über den steilen Niederi, wohin der Weg um so gefährlicher war, weil der schmale, kaum eine Spanne breite Pfad blos mit kleinen, lokker auf einander liegenden Steinen belegt war, wo wir keinen festen Tritt fassen, sondern bei dem Weichen dieser Steinchen befürchten mußten, mit Sack und Pack in den Abgrund hinunter zu rutschen. Allein abgehärtet durch überstandene Gefahren gieng es uns auch hier besser als wir erwartet hatten, und nach Erreichung der Höhe befanden wir uns glüklich auf dem Meßmer, einer grossen weitläufigen Alp, die aber so hoch liegt, daß vor Kälte kein Nadelholz mehr fortkömmt, sondern von den Sennen mehrere Stunden weit mühsam herbeigeschleppt, oder an gefährlichen Präzipissen gefällt werden muß. Selbst das Gras, welches diese Alp hervorbringt, ist so klein, daß es kaum die Länge eines Fingers hat, ist aber dabei gleichwohl so kräftig und stark, daß es einem guten Thalfutter gleichgesezt werden kann. Wir nahmen quer über diese Alp hinüber unsern Weg und gelangten ohne grosse Gefahr über Schnee und Felsenstükke an die Wagenlukke. Hier hätte unser des Weges nicht mehr genau kundiger Führer uns bald in Lebensgefahr gebracht, indem wir uns an einem Orte befanden, wo wir keinen Ausweg sahen, und blindlings ihm, der aufs Gerathewohl diese Höhe zu ersteigen suchte, folgten. Rechts hatten wir ein langes Schneefeld, und links eine steile Anhöhe vor uns, die mit lauter

ter kleinen lokker auf einander liegenden Steinchen bedekt war, worüber wir keinen Weg bemerkten. Denn so unwegsam auch die hohen Alpen zu seyn scheinen, so ist doch keine Höhe, kein Gipfel, zu dem nicht wenigstens ein kleines schmales Weglein führte, nur muß man bekannt seyn, oder einen sichern Führer haben, der Wege und Stege genau kennt. Deßwegen vermutheten wir auch hier einen Weg, den aber leider! unser Führer, der es uns endlich gestand, daß er seit vielen Jahren die Wagenlukke nicht passirt habe, nicht angeben und auffinden konnte. Er nahm den Weg über das steile, harte und spiegelglatte Eisfeld (Gletscher) und ersuchte uns ihm zu folgen, wozu wir aber um der augenscheinlichen Gefahr willen, keine Lust bezeigten, sondern erst sehen wollten, wo es hinaus gienge? Auf seinen spizzigen Stachelstok, den er tief in den Schnee hineinstieß, gestüzt, suchte er mühsam mit den Stiefeln Löcher zu bohren um einiger massen einen festen Tritt fassen zu können. Diese eben so mühsame als langweilige Verfahrungsart gieng anfänglich gut von statten, ob gleich keiner von uns sich getraute diese ungewisse Bahn zu betretten. Wir versuchten es vielmehr über die Steine, die zur linken Hand lagen, die ohngefähr 5 Minuten lange Höhe zu erklettern, und schritten wakker vorwärts, so viel es die Lage und Umstände erlaubten. Kaum hatten wir nun die Hälfte unsers mühsamen gefährlichen Weges zurückgelegt, und standen vor einem Felsen, der

aus dem Berge hervorragte, wo wir nnn einige Minuten lang sicher ausruhen und Kräfte sammeln konnten, als uns unser alter 64jähriger Führer mit Frohlokken zurief, er habe das Ziel bald erreicht. Und in der That hatte er schon bald seinen Gletscher hinter sich, als auf einmal, noch denke ich mit Entsezzen an diese Jammerscene, aus seinem Munde ein fürchterliches Geschrei ertönte. Sein Fuß hatte gestrauchelt, und er rutschte nun, indem er immer Jesus! Marie! und Gott um Hülfe rief, das lange Schneefeld auf dem Bauche herunter, und stürzte dann unter einem entsezlichem Geheul und Wehklagen mehrere Schritte weit über die Steine hinweg, so daß wir nichts anders als seinen unvermeidlichen Tod befürchteten. Wir selbst wusten nun nicht wie uns zu Muthe war, da wir uns zwar an einem Felsen befanden, wo wir für einen Augenblick gesichert waren, aber über uns noch eine beträchtliche gefahrvolle Höhe, und unter uns eine schauerliche Tiefe sahen, und vollends durch den fürchterlichen Anblick unsers Führers fast allen Muth und Trost verlohren, weil wir nun ein ähnliches Schiksal ahndeten. Aber ach! welch ein lieblicher grosser Strahl von Hoffnung drang in unser Herz, als unser alter Wegweiser wieder aufzustehen versuchte, und wieder eine Stimme von seinem Leben ertönen ließ. Schwer verwundet an seinem Körper, im Gesichte beschädiget, und fast lendenlahm trat er wieder auf, und folgte uns langsam über die Steine nach, da er wider unsern

Willen die Reise fortzusezzen, und das Ziel zu erreichen hoffte. Wir sahen seine Errettung als ein wahres Wunder an, und dankten, als wir nicht ohne Zittern und Zagen die Höhe glüklich erreicht hatten, Gott recht herzlich, daß das Unglük nicht grösser war. Wir wollten uns nun in etwas wieder erquikken und erholen, aber unsre steinernen Flaschen mit Rheinthaler Wein waren in Trümmer zerschlagen, und unser Fleisch ꝛc. hatte sich in blosse Brokken und Brosamen verwandelt, die wir gleichwohl hungrig zusammen suchten, und mit grossem Appetit verzehrten.

Aus diesem Zufall, der uns hier begegnete, und der noch glüklich ablief, lernte ich die gute Regel, die, wenn sie auch nicht für mich mehr anwendbar in die Zukunft seyn sollte, doch jedem andern reisenden Alpenfreund wohl zu statten kommen kann. Man nehme wo möglich ja keinen Führer oder Wegweiser aus dem Flekken Appenzell, indem zwar jeder um des Gewinnes willen die Wege zu wissen vorgiebt und seine Dienste anbietet, am Ende aber doch den Fremden in Verlegenheit bringt: zumal da es doch etwas ganz anders ist: die Alpen, wie eine nach der andern folgt, genau mit Nahmen neunen, oder die kleinen schmalen Geiswege, die oft in steinigen Wegen nicht gut zu finden und zu erkennen sind, auch dem Wanderer zeigen zu können? Unser Führer mochte wohl vor Zeiten die Wege genau gewußt haben; aber da er in seinem höhern

hern Alter dieselben hie und da vergessen hatte, mu=ste er sich sein Unglük, das immer noch erträglich war, selbsten zuschreiben. Ich rathe daher jedem Alpenreisenden an: sich im Weißbad, wo es an jungen Burschen keinen Mangel hat, und die für den Tag um 1 fl. 20 kr. oder einen halben Laubtha=ler gerne mitgehen, einen Führer mitzunehmen, denselben bis zu einer bekannten Alpe, wo Sennen angetroffen werden, zu dingen, sich von einem ver=trauten Manne seine Geräthschaften nachtragen zu lassen, alsdann neuerdings mit einem Senn= oder Handbuben, der die Wege und Schliche am aller=besten kennt, einen Accord bis in die innern Alpen zu schliessen, und sich getrost auf ihn verlassen, wo er sodann den Weg theils mit wenigern Kosten, theils sicherer fortsezzen kann. Auch thut man öf=ters wohl, wenn man nach dem besten und bequem=sten Weg sich erkundiget, da gemeiniglich mehrere in eine Alp führen. Denn einen eigenen Weg ge=hen die Kühe, einen eigenen die Gaise. So fand ich dieß in der Altenalp, und man thut daher wohl, wenn man da, wo die Wahl frei steht, den Kuhweg geht, der allemal breiter als der Geiß=weg ist.

Der Unglüksfall unsers Führers sowohl, als die vielerlei Gefahren und Hindernisse, mit denen wir unaufhörlich zu kämpfen hatten, hatten uns so al=terirt, daß wir bald allen Muth verlohren hätten, weitere Fortschritte auf diesen unbewirthbaren und

un=

unsichern Alpen zu machen, und gewiß zurückgekehrt wären, wenn uns nicht der alte Führer Hoffnung gemacht hätte, daß nunmehr alle Gefahr überstanden, und keine Bedenklichkeit mehr zu besorgen wäre. Wir schöpften nun abermals neue Kräfte und beschlossen den hohen Säntis, als das Ziel unserer Wünsche, an dem wir ja so nahe uns befanden, vollends zu ersteigen. Nicht ohne grosse Verwunderung trafen wir mehrmals eine wohl dreiviertl Ellen lange Art von Schnittlauch, von fettem Wuchse, an, welche aber von den Kühen nicht abgegraset wird, sondern im Herbst verdorret, oder von Sennen nebst andern Alpgräsern abgemähet, getroknet, und als Stallstreue gebraucht wird. Wir kamen abermals an einen Gletscher, der sich am Fusse des Säntis befand, und eine Stunde lang und die Hälfte breit seyn mochte, über den wir aber, da er nicht fürchterlich jähe war, getrost hinwanderten.

Endlich gelangten wir, nach manchem sauren Tritt und Schritt, auf den hohen Säntis, der auch der hohe Meßmer genannt wird, nachdem wir ohngefähr von dem frühesten Morgen an bis Nachmittag um 3 Uhr zugebracht hatten, ehe wir dies unser Ziel unter vieler Mühseligkeit und Beschwerde erreichen konnten. Mehrere Gaißer Schottengäste hatten einige Jahre vorher mit vielen Kosten und Aufwand ein hölzernes Monument auf dieser höchsten Spizze des Appenzeller Gebirges errichtet und ihre Namen dabei verewiget; da es aber,

wie

wie es scheint, auch hier schadenfrohe, muthwillige Menschen giebt, die gern öffentliche Denkmäler beschädigen und zerstören, so hatte auch diese mit Mühe und Aufwand errichtete Statue, an der die Hand des Verderbens nur zu sichtbar sich gezeiget hatte, ein gleiches Schiksal. Der Anblik in Gottes weite Welt, den wir hier genossen, war fürchterlich schön; rings um uns her, so weit unser Auge reichte, sahen wir über die höchsten Berge und Felsen hinab, als wenn wir sie erlangen könnten. Die Gebirge Tyrols und des Grauenbundes, die Kantone Basel und Schaffhausen, Zürich mit seinem schmalen See, den wir aber nur wie ein weisses Band in der Entfernung schimmern sahen, einige der kleinen Kantone und selbst die entfernten schwäbischen, meines lieben Vaterlandes, Gebirge, und eine Menge andere Gegenstände konnten wir, obgleich freilich der Entfernung wegen nur unvollkommen und undeutlich, erkennen. Und gewiß würde dieser erhabene Genuß noch köstlicher ausgefallen seyn, wenn nicht ein neblichter Dunstkreis den Horizont umgeben und dem Auge die Gegenstände, die wir zu betrachten gehofft hatten, in etwas verdunkelt hätte. Zwar sahen wir deutlich zu unsern Füssen die dreifache Kette, aus welcher dieses ganze Gebirge bestehet, das ganze Appenzeller Land, und fast jede einzelne Gemeinde; aber die eigentliche Schönheit, welche in der deutlichen Bezeichnung auch entfernter Gegenstände liegt, konnten wir selbst mit Hülfe unserer

Fern=

Fernröhre doch nicht in dem Maase geniessen, wie wir erwartet und sehnlich gewünscht hatten.

Der Plaz, auf welchem wir stunden, war eben und breit, und wegen der beträchtlichen Höhe und Kälte, kahl, Kräuter- und Blumenleer *). Die Felsen, die wir betasteten, waren ungemein mürbe und zermalmbar, und keinesweges so hart und fest, als wir an den niedern Bergen bemerkt hatten, so daß man sagen könnte: dieß Gebirge verzehre sich gleichsam nach und nach selbst, welches auch daraus erhellet, weil bei anhaltender Regenwitterung der Reisende mit Lebensgefahr an dem Fuße des hohen Säntis hingehet, da der Sturm bisweilen ganze Felsenstükke losbricht, und in die Tiefe wirft, daher die vielen Steine von jeder Grösse, die man in manchen Gegenden dieser Alpen so häufig antrifft, rühren mögen. Und Reisende werden nicht ohne Erstaunen die Felsenstükke betrachtet haben, über welche man hinter dem Oerli, und in mehreren andern Alpen hinwegsteigen muß.

Wir

---

*) Aeltere Naturforscher sezten die Höhe des hohen Säntis, der höchsten Spizze des Appenzeller Gebirges auf 5374 Fuß über die wagrechte Fläche des Bodensees, Ebel nimmt gerade eine volle Zahl und sezt sie wenigstens auf 6000 Fuß.

Wir hatten wohl gethan, daß wir den Rath eines guten Freundes benuzt und uns mit Oberrökken versehen hatten, denn eine rauhe kalte Luft wehete um uns her, und wir würden es ohne diese Vorsicht wohl keine Viertelstunde hier haben aushalten können, obgleich der Himmel heiter und blau war, und die Sonne uns gerade auf das Haupt schien. Ich hätte gewünscht, von hier aus die aufgehende Sonne einmal belauschen, und ihr in das Innerste ihres Schlafgemachs hinein schauen zu können, aus welchem sie alle Morgen majestätisch hervortritt; allein da auf diesem kahlen Felsen keine Sennhütten angetroffen werden, so möchte wohl der Naturfreund, der dieses Schauspiel mit anzusehen gedächte, eine kalte Nacht bekommen. Man versicherte uns aber, daß diese Bergspizze in den längsten Tägen des Jahres niemals ganz finster werde; indem man des Nachts um 11 Uhr die Abendröthe, noch an dem entfernten Horizont, und eine Stunde nachher, bald nach 12 Uhr, schon gegen Morgen die anbrechende Morgenröthe wieder herankommen sehe.

Wir traten endlich, nachdem wir uns an dieser göttlichen Aussicht einige Zeit ergözt hatten, unsern Rükweg wieder an, und gelangten ohngefähr nach 2 Stunden in die Meglisalp, wo wir eine kräftige fette Milch genossen, und den Rest unsers Brodes verzehrten. Wir trafen hier auch viele Pferde an, die heerdenweise in dem Grase weideten, da es Gewohnheit ist, daß man am Ende des

Som-

Sommers, wenn das gute Gras oder eigentliche Milchfutter abgeäzzet ist, die Pferde in die Alpen gelassen werden, um auch die gröbern Grasarten zu benuzzen. Man rechnet diese Alp nebst der Seealp und andrer unter die Gemeindsalpen, wo jeder Inner-Roder das Recht besizt, 12 Kühe und eine Anzahl Geissen und Pferde den Sommer über weiden zu lassen. Doch ist es nicht erlaubt, über die schon bestehende Zahl von Hütten sich noch eine eigene zu erbauen, sondern ein Liebhaber müsste sich entweder eine kaufen, oder eine entlehnen. Jeder, der im Frühjahr in eine Gemeindsalp fährt, zahlt 4 Batzen, d. h. 5 Groschen Einschreibgeld, so den Armen zu Gute kommt. Da aber diese leztere Klasse von Menschen, die doch fast in allen Gegenden die Mehrzahl ausmacht, am wenigsten im Stande ist einen Vortheil aus einer Gemeindalp zu ziehen, obschon ihnen das gleiche Recht zukommt, so wäre es, meines Erachtens, ein grösserer Nuzzen für das ganze Land, solche Gemeindsalpen zu verkaufen, und das Geld zum allgemeinen Besten anzuwenden. So verfuhr man in andern Kantonen, wo man dann jeder Gemeinde ihren Geldantheil zum beliebigen Gebrauch übersandte, und dadurch sich manchen Klagen und Verdrüßlichkeiten überhob.

Unser Führer machte uns hier auf mehrere Löcher aufmerksam, aus welchen ein beständiger Wind hervorbläst, und die deshalb Windlöcher, (l. cryp-

tae Aeoliae) genannt werden. Man kann aus ihnen die bevorstehende Witterung weit besser und sicherer abnehmen, als an dem besten Barometer, denn ist das Wetter schön und gut, so blasen die Winde beständig stark und kalt heraus, so daß, wenn man einen Hut vor das Loch hält, der Hut zurükgetrieben wird, und man die Kälte keine halbe Viertelstunde an der blossen Hand erleiden möchte. Hingegen wenn in den folgenden Tagen Regen eintretten sollte, so bläst der Wind ganz schwach und lau hervor. Solche Windlöcher trift man zwar bald in allen Schweizeralpen, aber nirgends so häufig als in diesen an. Die Sennen ziehen noch einen andern Vortheil daraus, indem sie zum öftern ihre Milchkeller in solchen Höhlen anlegen, in welchen die Milch während der heissesten Sommertage frisch bleibt, und nicht sauer wird. Reisende, welche bei abwechselnder Witterung solche Gegenden passirt haben, machten die Bemerkung, daß öfters ein kleiner Nebel aus dem Loch eines solchen Felsen hervorkomme, welcher sich in wenig Minuten, so vergrössert und ausdehnt, daß bald nachher die ganze Gegend in eine trübe Wolke gehüllt ist, und in wenig Stunden Regengüsse und Ungewitter entstehen.

Eine andre Art von Löchern und Berghöhlen, die wir sahen, wurde uns als der Aufenthalt der Adler, Geier und der schwarzen Schneekrähen bezeichnet, welche leztere zwar viele Aehnlichkeit mit unsern Thalkrähen haben, aber durch ihren goldgel-

den Schnabel, ihre rothen Füsse, und durch ihr widerliches Geschrei sich unterscheiden und besonders unsre Aufmerksamkeit auf sich zogen, und uns in alle Alpen begleiteten. Ehedem hielten sich auch Murmelthiere und Gemsen in den Appenzeller Alpen auf, aber erstere sind ganz ausgestorben, und von lezteren findet man nur noch selten einige Spuren, weil die schlechte Jagdordnung, die allzuausgedehnte Freiheit, Sommer und Winter und in jeder Jahreszeit groß und klein Wildpret schiessen zu dürfen, den schlimmen Nachtheil erzeugte, daß viele Thiere theils ganz ausgerottet, theils so verringert wurden, daß sie nur noch selten in den Alpen und Schwarzwäldern anzutreffen sind. Füchse und Hasen werden noch am häufigsten gefangen, aber aus genannten Gründen, von Jahr zu Jahr immer mehr vermindert. Hirsche und Rehe siehet man eben so wenig als wilde Schweine, die in diesen Gegenden niemals angetroffen werden. Vor einigen Jahren zeigte sich in den Wäldern von Ausser-Roden ein wilder Bär, der sich, man wuste nicht woher, in die Waldungen von Appenzell verirret hatte, ohnerachtet aller Bemühungen seiner habhaft zu werden, entgieng er aber wieder den Nachstellungen, und zog sich ohnstreitig über den Rhein in die dichten Wälder von Graubünden zurük.

Jenseits des Bodensees glühete der Abendhimmel über fernen Gebirgen, die höchsten Felsen und die stillen Hütten der Alpen strahlten Rosenroth, Gold-

streifchen zitterten zwischen bläulichen Schatten über die Seefläche, und froh und leichten Trittes wandelten wir aus der Meglisalp dem Weißbad zu, wohin wir noch 2 Stunden zu gehen hatten. Auch hier musten wir an manchem Präcipiß vorüber, das in die schwarze unergründliche Tiefe hinabgieng und wo oft blos der in uns aufsteigende Gedanke: hinabfallen zu können (wenn auch bisweilen die Gefahr nicht so ausserordentlich groß war) uns schon in Furcht und Schrekken versezte. Aber man lasse es sich zur Regel dienen, wenn man hohe Berge besteigt: So oft man steile und schroffe Wege in gefährlichen Gebirgen durchklettert, so schaue man so wenig als möglich in die schauerliche Tiefe hinab, wodurch die Bangigkeit nur vermehrt, und Furcht und Angst wegen des zu befürchtenden Hinabsinkens nur vergrössert wird, sondern sehe steif und fest vor sich auf den engen Weg hin, den man zu gehen hat, und suche nicht links und rechts Gegenstände auf, die man betrachten möchte. Kommt man an einen gefährlichen Ort, wo es um einen oder zwei kühne Tritte zu thun ist, so lege man sich nicht auf den Boden nieder um hinüber zu kriechen, wie manche ängstlich versuchen wollen, welches Mittel uns erfahrne Sennen gar ernstlich verboten, sondern schreite aufrecht mit festem Tritt und mit möglichster Geschwindigkeit über eine gefährliche Stelle hinüber, und befolge das Beispiel der Sennen, welche ihr Vieh an einem gefährlichen Ort mit einem Stekken

an-

antreiben, und gleichsam im Galopp hinüber jagen, weil sie dadurch den Hinabsturz verhüten.

Der Seealpersee, den wir schon am Morgen bei unserer Abreise in die Alpen zur linken Hand hatten, lag jezt wieder tief unter uns zur Seite, und es wäre um einen einzigen falschen Tritt zu thun gewesen, so wären wir in seine schwarzen Wasserwogen, eine perpendiculäre Stunde hinabgefallen. Es ist dieß von den drei Bergseen, die in den innern Gebirgen von Appenzell liegen, der grösseste und unergründlichste. Er liegt zwei Stunden hoch in den Alpen, in einem furchtbaren Thale am Fusse steiler Felsen, ist eine Viertelstunde breit, und eine halbe Stunde lang, erhält seinen Zufluß von geschmolzenem Schnee und Eis, hat unter der Erde seinen Ausfluß und geht in die Sitter. Er ernährt viele Forellen, deren einige 10 bis 12 Pfund schwer seyn sollen.

Wir gelangten nun am Abend wohl und gesund bei den Unfrigen im Weißbad an, welche schon lange mit Sehnsucht und banger Besorgniß auf uns gewartet hatten. Wir fanden sie in ländlichen Tänzen und zeitverkürzenden Spielen beschäftiget, erzählten nun die Abentheuer, die wir bestanden, und die Gefahren, denen wir ausgesezt waren, und dankten Gott, daß wir — einige kleine Verlezzungen und Beschädigungen abgerechnet — wieder in Sicherheit uns befanden, und beschlossen die Nacht hier zu verweilen und bei frühem Morgen nach Gaiß wieder zurükzukehren.

Da

Da nun die meisten Reisenden in die Alpen dieses Kantons gemeiniglich den hohen Meßmer zu besteigen wünschen, so führe ich für diejenigen, welche zufälliger Weise diese Briefe lesen, und Gelegenheit haben sollten, diesen Kanton zu bereisen, folgende drei Wege an, auf denen man dahin gelangen kann. Der erste führt in die Seealp, über den Meßmer, die Wagenlukke, die Eisberge oder Gletscher, und man gelangt nachher auf den hohen Meßmer oder hohen Säntis.

Der zweite, den wir gemacht hatten, ist der längste, und wie mich dünket zugleich der gefährlichste. Unsere Reiseroute dahin war folgende:

Vom Weißbad bis zum Wildkirchle	1 1/2	Stunde
Vom Wildkirchle bis in die Altenalp	1	—
Von der Altenalp bis hinter das Oerli	1 1/2	—
Vom Oerli über die Niederi bis auf den Meßmer	1	—
Vom Meßmer bis auf die Höhe der Wagenlukke	1	—
Von da bis zum hohen Säntis	1 1/2	—
	7 1/2	St.

Diejenigen Reisenden aber, die das Wildkirchle nicht besehen wollen — was ich aber gleichwohl einem jeden anrathen möchte, der in diese Gegend kommt, weil jenes Häuschen sowohl als die vortreffliche Aussicht, die man daselbst ganz besonders genießt, allerdings gesehen zu werden verdient — da auch Frauenzimmer, die nicht ganz furcht=

furchtsam und dem Schwindel nicht unterworfen sind, dasselbe ohne Gefahr besteigen können, und weil überhaupt das Ganze eines eigenen vom Weißbad aus dazu gewidmeten Nachmittags werth ist, — thun wohl, wenn sie, um auf den hohen Meßmer zu gelangen, folgenden Weg dahin einschlagen, der noch der sicherste, und zugleich kürzeste und selbst von Frauenzimmern, wie man uns versichert hat, bereist worden ist: Man geht nämlich vom Weißbad auf die Meglisalp in 2 bis 3 Stunden, von hier über den Gletscher am Fuß des hohen Säntis, und gelangt nachher von da aus in Zeit von einer Stunde auf die höchste Spizze, so daß man auf diesem leztern Weg in Zeit von fünf Stunden dahin gelangen kann.

Ein und zwanzigster Brief.

Inhalt.

Ueber das Studium der hiesigen Theologen. Mangel an Predigern. Das Collaturrecht steht bei den Gemeinden. Mancher Nachtheil der daraus entspringt. Ursachen des Mangels an Theologie-Studirenden. Verbesserter Predigergehalt. Ueber die hiesigen Schulen und die Erziehung. Elende Schulbücher. Was für Einfluß hatte die Revolution auf die hiesigen Landschulen? Der Erziehungsrath.

Gaiß im August.

Schon längst hatte ich mir vorgenommen, über das wissenschaftliche Studium der hiesigen Theologie-Studirenden, wie auch über das Schul- und Erziehungswesen dieses Kantons, nebst andern in diese Materie einschlagenden Gegenständen Ihnen das Eine und Andere mitzutheilen; daher ich gegenwärtigen Brief dazu zu widmen gedenke.

Indeß wir daheim bei uns noch bis jezt immer Ueberfluß an Theologie-Studirenden und an Candi-

didaten des Predigtamtes haben, so vernehme ich mit Verwunderung, daß man hier schon seit mehreren Jahren Mangel daran habe, und obgleich Appenzell A. R. nach den allerneuesten Berichten über die Volksmenge dieses Kantons, die der Verfasser eines Lesebuchs für die Jugend in den Schulen und Haushaltungen 1805 gegeben hat, ohngefähr 38538 Seelen zählt, und nur 20 Pfarrstellen von reformirter Seite zu besezzen sind, so sollte man gleichwohl glauben, daß bei einer so ansehnlichen Volksmenge, wenn auch nicht Ueberfluß, doch wenigstens kein Mangel an jungen Predigern seyn sollte. Aber wie ich höre, so widmen sich nur Wenige dem geistlichen Stande, deren Anzahl, ein Jahr ins andere gerechnet, sich jährlich nicht über einen oder zwei Studirende belaufen mag. Denn Eltern, die nur einiges Vermögen besizzen, lehren ihre Kinder das Baumwollgewerb, oder bestimmen sie zur Handlung, nicht sowohl wegen der Kosten, welche das theologische Studium erfordert, sondern wohl mehrentheils um des Gewinnstes willen, der im merkantilischen Stande zu erlangen ist. Doch widmen sich noch immer von Zeit zu Zeit einige junge Leute dem Predigerstande, da mancher bei dem Unbestand des Handelsflors, durch den schönen und reizenden Gedanken: noch in den Jünglingsjahren Amt und Brod zu erhalten, und aus dem Bauern- in den Herrenstand sich versezt zu sehen, bewogen wird, das wissenschaftliche Fach dem merkantilischen vorzuziehen.

Was

Was den Schulunterricht anbetrift, den ein junger Mensch um einst Theologie zu studiren, auf Akademien nöthig hat, so befinden sich im Kanton nicht einmal Dorfsschulen, die sich über den Grad von Mittelmässigkeit erheben, vielweniger Lyceen oder Gymnasien, und es ist auch eine seltene Gewohnheit, daß Eltern ihre Kinder auf fremde Schulen schikken, sondern es befinden sich hie und da einige Prediger, bei denen die jungen Leute den nöthigen Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erhalten, bis sie sich durch deren Hülfe im Stande befinden, die Akademie beziehen zu können. Gemeiniglich wählen sie die Universitätsstadt Basel, selten Zürich und noch seltener eine ausländische teutsche Akademie. Zu Basel kann man in einem Jahre, oder wenns seyn muß, noch früher seinen cursum theologicum beendigen, sich examiniren und ordiniren lassen, und noch als Studiosus Theologiae die schönsten Aussichten auf eine baldige Pfarrstelle haben. Ich kann mich nicht genug verwundern, wie man auf einer so alten, angesehenen und einst so blühenden Akademie dieß Alles in so kurzer Zeitfrist zu bewirken im Stande sey? und ich würde es nicht glauben können, wenn ich nicht aus den sichersten Quellen vernommen hätte, daß man dort nur die allernothdürftigsten Kenntnisse in einigen wenigen theologischen Fächern von einem abgehenden Studenten verlangt, und manchen examinirt, und mit einem: fertig und gnüglich entlässt, der

kaum

kaum griechisch, vielweniger hebräisch lesen kann. Auf diese Weise machen es die Herren Professoren zu Basel ihren lieben Studirenden gar leicht, und aus einem glaubwürdigen Munde hörte ich sogar, daß man dort weder Hermenevtik, noch Homiletik, noch ähnliche einem Theologen wichtige Collegia liest, alle Disputatoria und Examinatoria unterläßt, die Herren Studenten blos mit Polemik, Dogmatik und etwas Exegese sattsam abspeiset, und das Uebrige ihrem Privatfleis überläßt. Aber diese vor alten Zeiten so blühende akademische Stadt wird jezt von einem frömmelnden Ton beherrscht, der alle Kräfte des Geistes lähmt, die Vernunft unter den Glauben gefangen nimmt, und alle weitern wissenschaftlichen Fortschritte hemmet. Und mit Verwunderung vernahm ich von einem jungen Manne, der diese Akademie erst kürzlich verlassen hat, daß er mit dasigen Professoren gesprochen, die Doctores Theol. und Professores P. O. sind, und doch weder von der Existenz, noch von den moralischen und aszetischen Schriften eines weltbekannten Reinhard je etwas gehört haben. So wenig ich zwar aus solchen einzelnen Thatsachen den eigentlichen Werth einer Akademie beurtheilen möchte, so verräth es doch eine grosse Unwissenheit in der neusten Zeit- und Literaturgeschichte, wenn öffentliche Lehrer nicht einmal von den geistreichen Schriften solcher Männer einige Kenntnisse besizzen. Sollte jezt ein Erasmus oder ein Burdorf in die Hörsäle nach Basel zurükkehren, zu

de-

deren Zeiten diese Stadt unter die berühmtesten Akademien der damaligen Zeit gehörte, wie würden sie erstaunen über die Metamorphose, die sich hier unterdessen zugetragen hat. Fuimus Troes! — !

Oft kommt mancher junge Appenzeller in seinem 18ten oder 19ten Jahre von der hohen Schule zurük und kaum hat er daselbst einen cursum von 40 oder 50 Wochen gemacht, so wird er auch schon von mehreren Gemeinden seines Vaterlandes auf das dringendste ersucht ihre erledigte Pfarrstelle anzunehmen; und so ist der junge Candidat der Theologie schon im Stande, die Schafe, die er in Zukunft zu weiden gedenket, auszulesen. Und ist dieß auch nicht der Fall, kehrt er heim in sein väterliches Haus, ohne bestimmte Aussicht, wohin er sich vorläufig zu wenden habe, so sind, wo nicht in seinem Kanton, doch gewiß in benachbarten Gegenden umher Stellen vakant, die er oft mit geringer Mühe erhalten kann. Daher ist hier niemals ein Candidat vorhanden, der, wie bei uns, nach geendeten akademischen Studien einige Jahre lang auf ein Predigtamt zu warten, oder unterdessen mit pädagogischen Geschäften als Hauslehrer sich abzugeben nöthig hätte. Hieraus entspringt aber auch der Nachtheil, daß die wenigsten Jünglinge ihre Studien gehörig beendigen, oder alle einem künftigen Pfarrer nöthigen Collegia hören, sondern wenn sie nur eine Predigt zu halten gelernt, und die nothdürftigsten Brodstudien mitangehört haben, so spazieren sie wieder

heim

heim — da es ihnen ja auf die Zukunft nicht fehlen kann. Muß nicht auf diese Weise ein gründliches Studium unterbleiben, und mancher junge Mensch dadurch verleitet werden, nur oberflächlich zu studiren? Doch muste ich mich auf der andern Seite wieder verwundern, hier Männer zu finden, die nicht nur nicht gemeine ältere und neuere Sprachkenntnisse besassen, und die französische Sprache z. E. fertig redeten, sondern auch in ihrer Privat-Lectüre sich mit Fichtischen und Kantischen Schriften beschäftigten, und da folglich die akademische Zeit zur Einsammlung solcher Kenntnisse viel zu kurz ist, auch zu Basel die Schriften solcher Weltweisen keinesweges empfohlen werden, um desto mehr Ehre verdienen, wenn sie schon als junge Akademiker und noch nachher ihre Musse zum Studium solcher und ähnlicher Werke angewandt haben.

Sobald nun eine reformirte Pfarrei in dem hiesigen Kanton vakant ist, so wird solches von den Vorgesezten der Gemeinde dem Decanus, als ersten Geistlichen des Landes angezeigt, und jeder examinirte Candidat oder schon im Amte stehende Prediger, hat das Recht sich um die erledigte Stelle zu bewerben. Gemeiniglich verlangt die Gemeinde, der man seinen Wunsch eröffnet hat, eine Probepredigt, welche mehrentheils auch entscheidet, ob man demselben entsprechen wolle oder nicht? So viele sich nun um die vakante Stelle bewerben, so viele müssen auch öffentlich in der Kirche auftretten, welches

wohl

wohl gar im vorkommenden Falle, an einem einzigen Sonntag drei= bis viermal hinter einander geschiehet. Bisweilen, und besonders bei Besezzung einträglicher Pfründen geschiehet es auch, daß die Gemeinden, bei denen im ganzen Kanton unumschränkt das Collatur=Recht stehet, sich an noch auf der Akademie befindliche Studenten schriftlich wenden, die ihnen von einer vortheilhaften Seite empfohlen worden, oder Abgeordnete an irgend einen beliebten Prediger senden, und ihm die Pfarre antragen, in welchem Fall selten eine Probepredigt verlangt wird, weil dieß schon ein gutes Zutrauen gegen ihn voraus sezt, sondern im Fall er bereit ist, ihre Pfründe anzunehmen, ohne Weiters den jährlichen Gehalt und die fernern Bedingungen mit ihm festsezzen. In jedem Fall aber, sey der zu erwählende Pfarrer ein Candidat oder ein schon stationirter Prediger, so wird eine Kirchhöri (Gemeindsversammlung in der Kirche) gehalten, in welcher die anwesenden Gemeindsbürger, wenn sie das zwanzigste Jahr erreicht haben, durch die Mehrheit der Hände einen von den Angemeldeten, der ihren Beifall besizt, erwählen, oder den als neuen Pfarrer bestättigen, welchem man dieß Amt selbst angetragen hat. In einer friedsamen Gemeinde können die Vorgesezten ungemein viel zu einer friedlichen Pfarrerwahl beitragen, da der Landmann sich von seinen Vorstehern, wenn er Zutrauen zu ihnen hat, auch gerne leiten lässet und gemeiniglich dem seine Stimme

me ertheilt, der ihm von ihnen angerathen worden ist. Aber nicht selten geschieht es auch, daß mehrere Partheien in der Gemeinde, ja die heftigsten Streitigkeiten und Uneinigkeiten daraus entstehen — Streitigkeiten, die oft schon die unangenehmsten Folgen nach sich zogen, und auf Kinder und Kindeskinder sogar forterbten, indem man sich bisweilen über die Auswahl des einen oder andern Candidaten nicht vereinigen kann, und die einen Diesen die andern Jenen wünschen, und so zu langwierigen Unterhandlungen Anlaß geben. Sie sehen also, liebe Aeltern, es geschiehet nichts Neues unter der Sonne, und hier am Fusse der Alpen in reformirten Berggemeinden, ereignet sich bisweilen eben das, was oft in angesehenen Städten Teutschlands, und ohnlängst erst in einer berühmten Hanseestadt der Fall war.

Vorsichtig und klug aber hat sich ein hiesiger Pfarrer zu benehmen, der die Abgeordneten einer andern Gemeinde auf- und ihren Antrag angenommen hat, damit er nicht, bevor er seiner Sache gewiß ist, in Verlegenheit gerathe, sich gleichsam zwischen zween Stühle niederzusezzen. Denn sogleich hat er die Liebe seiner Pfarrkinder verscherzt, wenn es laut wird, daß er eine andere Stelle angenommen und von ihnen zu gehen entschlossen sey. Die innigste Liebe verwandelt sich jezt in Haß, die grösseste Achtung in Verachtung, und die aufrichtigste Zuneigung in Abneigung, und er läuft hie und da Gefahr sich allerlei Grobheiten auszusezzen, des

Nachts im Schlafe gestört oder geschabernakt zu werden. Ja man hatte ehedem mehrere Beispiele, daß ein Pfarrer von seiner Gemeinde geradezu abgesezt wurde, wenn man erfuhr, daß er auf einen andern Posten trachte, irgendwo geprediget, aber seinen Zwek nicht erreicht habe. Er darf sich nun noch glüklich schäzzen, wenn man ihm eine Abschiedspredigt zu halten gestattet, da diese gemeiniglich verweigert, und von dem Tage seiner Aufkündigung an, ihm die Kanzel zu betretten von den Vorgesezten der Gemeinde verboten wird. Ja er hat Mühe unbeschädigt mit seinem Eigenthum die Gemeinde verlassen zu können, da man öfters und erst ganz kürzlich Beispiele hat, daß man ihm die Mobilien vor das Haus gestellt, oder beim Transport zu beschädigen, und ihm allerlei Hindernisse in den Weg zu legen gesucht hat. Ueberhaupt ist dieß die schlimmste Periode, die ein Pfarrer in einer hiesigen Gemeinde zu verleben hat; denn in andern Kantonen findet sich ein so auffallendes und ungeschiktes Betragen bei dem Abzuge eines Pfarrers keinesweges; und von der Zeit an, wo er seinen Abgang bekannt macht, geniesst er wenig angenehme Stunden mehr, bis er die Gränzen des Dorfes im Rükken hat. Dann aber herrscht auch auf der andern Seite Jubel und Freude bei denen, die ihn zu ihrem Seeelsorger erwählt haben, und mit gespannter Erwartung, mit offenen Armen jezt seiner harren. Die neue Gemeinde holt grösstentheils

sei-

seine sämmtlichen Mobilien frei ab; die junge berittene Mannschaft reitet ihm Meilen weit zum frohen Empfang entgegen; man lässt Musik, Schiessgewehr und Freudengeschrei auf dem ganzen Weg ertönen, und führt ihn, gleichsam wie im Triumph, in die Pfarrwohnung ein, wo man auf Gemeindskosten ihm zu Ehren eine gute Mahlzeit bereitet hat, und dann freudetrunken jeder am späten Abend in seine Behausung eilt.

Ich will mich bemühen, Ihnen die Ursachen anzugeben, warum doch so wenig junge Leute den geistlichen Stand wählen, da sie doch bald nach ihrer Rükkunft von der Universität die schönste Aussicht auf ein baldiges Amt haben. Dahin gehört unter andern: weil der geistliche Stand seit der Revolution an seiner Achtung etwas verlohren hat. Ich sage: Etwas, denn im Allgemeinen ist der Prediger unter diesem Alpenvolke noch immer geehrt, und ich habe Gelegenheit gehabt, mehrmals sehr deutliche und rühmliche Beweise dafür mit anzusehen, und man könnte also hiernach zu urtheilen, wie es im Gegentheil hie und da bei uns und — aus einigen neuern Schriften zu schliessen — in andern Gegenden Teutschlands der Fall ist, sagen: es ist hier in diesem Punct noch nicht so schlimm, da ich sogar mit Verwunderung einige male vernahm, daß Predigerfrauen ihre Männer und Aeltern ihre Söhne, geistlichen Standes, nicht mit dem blossen simplen Worte: Du, — sondern:

höre Du Herr Pfarrer — anredeten, und die grössefte Ehrerbietung und Achtung gegen denselben bewiesen. Und doch soll es vor den Zeiten der Revolution in diesem Stükke noch weit besser gewesen seyn. Denn jene Zeiten, die nirgends etwas Gutes brachten, noch viel Rühmliches stifteten, sondern vielmehr Unglük und Elend über die Menschen verbreiteten, deren Folgen man leider noch überall verspürt, haben auch die Achtung, die ein Pfarrkind einem treuen Seelsorger gemeiniglich zollet, zu untergraben angefangen.

Gewiß höchst unangenehm war die damalige Lage der reformirten Prediger dieses Landes, ihr Betragen mochte noch so gesezlich, ihr Wandel noch so unbescholten, ihre Denkungsart noch so mässig, ihre Vorträge mochten noch so rein moralisch gewesen seyn, dieß alles konnte sie doch nicht schüzzen; denn ein heftiger Fanatismus, der der Vernunft Hohn sprach, und den Verstand und die Besinnung benebelte, ergriff einen grossen Theil der vorher friedlich und einträchtig untereinander wohnenden Landleute. Man lief von einer Gemeinde zur andern, um diejenigen Personen aufzusuchen, welche in politischer Hinsicht anderer Meinung waren. Friedliebende Männer, welche sich still verhielten, und an keinem solchen Tumult, noch an nächtlichen Ausschweifungen Antheil zu nehmen Willens waren, wurden mit Gewalt ihr Bett zu verlassen und mitzuziehen genöthiget, da sie widrigen Falls sich der

grössesten Lebensgefahr mit ihren Familien ausgesezt hätten. Der Vater war wider die Söhne, der Bruder gegen den Bruder, ein Freund gegen seinen Freund, und Niemand durfte seinem nächsten Verwandten mehr trauen. Die ältesten und verdienstvollesten Religionslehrer wurden von Freiheitsschwindelnden Buben, ja von ganzen Rotten, wie Nichtswürdige behandelt, geschimpft, mit Spottnamen belegt, des Nachts im Schlafe beunruhiget, ihnen nicht selten die Fenster eingeworfen, und sie auf alle Weise gekränket. Man verlachte das Wort Gottes oft laut in der Kirche, oder lief während des Vortrags desselben brummend davon. Da vermochte keine liebreiche Vorstellung, kein herzlicher Zuspruch, keine rührende Ermahnung an solche rohe und im Revolutionstaumel dahin schwindelnde Herzen etwas; der Pfarrer thut nur wohl, wenn er bei Allem sich still und ruhig verhielt, der Sache ihren Lauf ließ, und übrigens das Ganze der allwaltenden Vorsehung befahl. Und es wäre gut gewesen, wenn alle dieß gethan hätten, wenn sie auf der Kanzel allemal zur Eintracht und zum Frieden, zur Nächstenliebe und Versöhnlichkeit und Bekämpfung der Leidenschaften geprediget hätten. Aber da sie als Pfarrer, als fast der einzige Stand im Lande, welcher wissenschaftliche Kenntnisse besaß, anfänglich die Sache nach ihrem Sinn führen, Parteien leiten, und selbst Partei mit machen wollten, ohne jedoch die dazu gehörige Geschiklichkeit und Vorsicht zu besiz-

 zen,

zen, womit man einen wüthenden vom Freiheits-Schwindel angestekten Haufen zu besänftigen suchen muß, sondern mit aller Gewalt ihre uralte Freiheit erhalten, und ihre Beibehaltung erzwingen wollten, in ihren öffentlichen Vorträgen oft mehr erbitterten als besänftigten, durch zweideutige Redensarten und auffallende Anspielungen die eine Partei kränkten und die andre erhoben, kurz und mit einem Worte sich nicht immer klug und vorsichtig genug bewiesen, so konnte oft nicht fehlen, daß dieser sonst ehrwürdige Stand etwas an seiner vorigen Achtung verlohr. Zwar bin ich überzeugt, daß ihr Wille gut war, und daß sie es redlich meinten, da sie aus Ueberzeugung handelten, und eifrig fürs Wohl der Freiheit besorgt waren; allein die Mittel und Wege, die manche zu Erhaltung derselben oft einschlugen, schienen nicht immer die besten und geradesten zu seyn, und es konnte oft nicht anders kommen, als daß mancher redliche, im Dienste seiner Kirche grau gewordene Mann viele unverdiente Kränkunkungen in seinen alten Tagen erfuhr, und sich die Abneigung vieler seiner Pfarrangehörigen zuzog.

Eine zweite und hier unstreitig die wichtigste Ursache, warum bisher so wenig junge Leute dieses Landes den theologischen Stand wählen, ist ihr geringer Gehalt, und der weit einträglichere Gewinn, den der Landmann aus dem Musselingewerbe ziehet. Ehedem, und vorzüglich vor der Revolution und in den Jahren, wo der grössete Gewinn

in

in der Fabrikation musselinener Waaren gemacht wurde, waren die Prediger dieses Kantons so schlecht besoldet, daß sie nicht würden haben anständig leben können, wenn der begütterte und wohlhabende Landmann seinen Pfarrer nicht jährlich mit freiwilligen Geschenken an Geld, Fleisch, Butter, Zukker und Kaffe' rc. unterstüzzet hätte; denn der Gehalt war gering, und die jura Stolae nirgends fixirt, und es stand in der Willkühr eines jeden, ob er bei irgend einer kirchlichen Verrichtung etwas oder nichts, viel oder wenig geben wollte. Und in solchen gewinnreichen Jahren besas ein Pfarrer in A.R. wöchentlich nicht mehr als 5, höchstens 6 fl. Gehalt an baarem Geld, frei Holz und Wohnung, und bei allen übrigen Vortheilen, die sich ihm auch noch etwa darboten, war seine Lage doch keinesweges so glänzend, daß viele junge Leute lüstern gewesen wären, ihren Webestuhl mit der Kanzel zu vertauschen. Denn der Weber verdiente sich die Woche hindurch einen grossen Lohn, den er ohne mühsame Anstrengung seiner Kräfte einnehmen, und noch dabei den Vortheil geniessen konnte, eine freie unabhängige Lebensart zu führen, da man im Gegentheil hier gemeiniglich in der Meinung steht, ein Pfarrer müsse grösstentheils daheim in seiner Studierstube sich aufhalten, und der Genuß des gesellschaftlichen Lebens im Umgang mit Andern, sey für ihn nicht ganz schiklich, daher es auch der Landmann nicht gerne sieht, wenn sein Pfarrer hier oder dahin reist, oder

oft seine nahen oder fernen Collegen besucht; Ja er nimmt sogar bei Besezzung einer Predigerstelle am meisten darauf Rüksicht: ob der Pfarrer eine starke laute Stimme auf der Kanzel habe, und übrigens fleissig daheim sey, und nicht immer herumspaziere.

Nun hat sich aber seit der Revolution, und selbst erst seit wenigen Jahren in Rüksicht des Gehalts der Prediger gar viel gebessert. Alle Lebensmittel und nöthigen Erfordernisse, die in eine Haushaltung gehören, stiegen um ein Beträchtliches, und kein Pfarrer würde bei seinem bisherigen Einkommen mehr haben leben können, wenn die Gemeinden nicht auf Mittel bedacht gewesen wären die Predigerstellen zu verbessern; denn von Jahr zu Jahr wurden der Theologie-Studirenden immer weniger, und die schon stationirten Pfarrer giengen in andre Kantone, wo sie nicht mit solchen Nahrungssorgen zu kämpfen hatten. Jezt aber zahlen die meisten Gemeinden einen ansehnlichen Jahresgehalt, und ich zweifle, daß es eine oder mehrere Stellen gäbe, in welcher der Prediger weniger als 8 fl. wöchentlich zu beziehen hätte. Herisau besoldet seine beiden Pfarrer seit dem vorigen Jahre wöchentlich jeden mit 10 fl., da vorher jeder nur die Hälfte dieser Summe erhalten hatte. Gaiß verbesserte das Pfründkapital, und gab dem Gemeinde-Prediger wöchentlich 14 fl. die Gemeinde Trogen sammelte von ihren Gemeindsangehörigen eine freiwillige Steuer, und brachte ein Kapital zu Stande, von welchem man nunmehr dem reformir-

ten

ten Pfarrer einen wöchentlichen Gehalt von 17 fl. zu reichen im Stande war. Und wie ich höre, so sind fast alle Gemeinde seit wenigen Jahren auf den löblichen Gedanken gekommen, die Einnahme ihrer Prediger zu verbessern, weil man wohl einsah, daß dieselbigen bei ihrem vorigen niedrigen Gehalte nicht mehr bestehen könnten. Daher ich es gar wohl glaube, was man mich versicherte, daß jezt mancher Pfarrer sein jährliches Einkommen an fixem Gehalt, Stolgebühren und freiwilligen Verehrungen auf 12—1400 fl. und der geringste wenigstens auf 6 bis 700 fl. anschlagen könne.

Gemeiniglich erfreuen sich die hiesigen Prediger einer angenehmen und geräumigen Wohnung, die mit einem Gemüs- und Blumengarten geziert, ihnen meistens auch die vortreflichste Aussicht in die umliegende Gegend gewährt. Da mehrentheils auch jede Gemeinde ein eigenes Pfründ- oder Pfarrholz besizt, so erhalten sie auch jährlich Ueberfluß an Holz oder eine ansehnliche Summe Geldes dazu, welche von jeder Haushaltung, um jene Ausgabe zu bestreiten, zusammen gelegt wird. Die Stolgebühren sind keinesweges noch auf etwas Festes gesezt, und die Prediger können bei Leichen oder Taufhandlungen und ähnlichen Geschäften, die ihr Amt erfordern, im Grund keine Vergeltung ihrer Mühe geradezu fordern; sondern sie müssen es der Willkühr des Gebers überlassen, ob er ihre Bemühung belohnen wolle oder nicht. Nur bei Hochzeiten aus fremden

Gemeinden, bei Personen, die nicht Gemeindsbürger sind, dürfen sie 1 fl. für die Predigt mit Recht verlangen. Doch ist die Gewohnheit, den Predigern für ihre Amtsverrichtungen eine Erkenntlichkeit zu beweisen, schon seit alten Zeiten her, so eingeführt und beibehalten worden, daß sich niemand, er besizze denn den schmuzzigsten Geiz, oder er lebe in der drükkendesten Armuth, derselben entzieht. Denn jeder billigdenkende ist überzeugt, daß bei der theuern Lebensart der jezzigen Zeit ein Pfarrer ausser seinem wöchentlichen Gehalt an Geld, noch mehr bedarf, um mit einer Familie seinem Stande gemäs, ohne Nahrungssorgen leben zu können. Doch sind diese Stolgebühren in dem Kanton gar sehr verschieden, und je nachdem eine Gemeinde reich, d, h. industriös, oder arm, d. h. weniger industriös ist, und mit Musselinfabrikation sich stark beschäftiget, so sind dieselben ansehnlicher oder geringer. In der Gemeinde Herisau z. E. zahlt ein bemittelter Mann für eine Leichen- oder Hochzeitpredigt dem Pfarrer einen halben Louisd'or, auch einen ganzen, oft wohl mehr, während ein ärmerer wenigstens einen brabanter Thaler entrichtet. Selbst Taufhandlungen werden in angesehenen Gemeinden oft mit einem oder auch mehreren Thalern vergütet, indeß freilich ein armer Weber nur 5 Gr. oder einen halben Gulden dem Prediger darbringt. — Nach einer alten Gewohnheit ist der jährliche Jahreswechsel die Zeit, in welcher man dem Prediger des Orts allerlei Ge-

schen-

schenke überreicht, und jeder wohlthätige Mann benuzt diese Gelegenheit, und läßt diese für den Prediger schöne Gewohnheit nicht abkommen, sondern gratulirt ihm zum neuen Jahre mit einem oder mehreren Thalern, sendet ihm Honig oder Butter, Gebakkenes oder eine beträchtliche Menge Fleisch, jeder nach Kräften, gutem Willen und Vermögensumständen. Doch soll von Jahr zu Jahr wegen Abnahme des Handels und Verdienstes, diese Gewohnheit etwas abkommen, und da gleichwohl der gemeine Fabrikant seine Zerstreuungen und Lustbarkeiten in ungünstigen Zeiten noch eben so fortsezzen möchte, als bei einem erwünschten Handelsflor und nichts weniger gern thut, als sich etwas zu versagen, oder an seinen Vergnügungen abzubrechen, so muß es auf Kosten der Wohlthätigkeit der Pfarrer entgelten.

So stehet es nach den eingezogenen Berichten gegenwärtig um diesen Gegenstand in dem Kanton Appenzell, und da nicht zu erwarten ist, daß der Handelsflor je wieder so hoch steigen, und so lange sich günstig erhalten werde, wie vor 20 und mehreren Jahren: da vielmehr mit der Zeit der hiesige Landmann genöthiget seyn wird, bei der Ueberschwemmung der Musselin- und Baumwolltücher, und besonders wegen der Handelssperre dieser Kunstprodukte nach Frankreich und Italien, zu einer andern Fabrikation seine Zuflucht zu nehmen *); da fer-

*) Seit kurzem hat man in einigen Gemeinden des Kanton Zürich und Thurgäu angefan-

ferner die Gemeinden sich genöthiget sahen, wegen Mangel an Geistlichen ihre Predigerstellen zu verbessern oder gewärtig seyn musten keinen Prediger zu bekommen, so lässt sich nun erwarten, daß vielleicht durch solche günstige Aussichten für den Predigerstand, mehrere junge Leute sich bewogen fühlen, denselben zu ihrer künftigen Bestimmung zu erwählen.

Was das hiesige Schul= und Erziehungsgeschäft betrifft, worauf ich jezt geleitet werde, so hört man von Männern, die sich dessen annahmen, fast dieselben Klagen, welche nun beinahe ganz Teutschland laut werden lässet, nämlich über den schlechten Zustand der Landschulen, und die Wünsche, demselben abzuhelfen, welche aber Niemand hören will. Ich gebe Ihnen auch in diesem Briefe eine kleine Nachlese zu dem, was ich in einem meiner vorigen Briefe (im 13ten) schon mitgetheilt habe, um auch die Bemerkungen nicht verlohren gehen zu lassen, die mir seitdem sind mitgetheilt worden.

Im

---

gen sich mit der Fabrikation schafwollener Tücher zu beschäftigen, und gegenwärtig wird auch in der Stadt St. Gallen ein ähnlicher Versuch damit gemacht, so daß man nicht zweifeln darf, es werde sich dieser Industriezweig bald auch noch weiter ausbreiten.

Spätere Anmerk. des Verf.

Im Allgemeinen darf man wohl sagen — so berichtet mich ein würdiger Mann dieses Landes — daß im ganzen Kanton nicht eine einzige öffentliche Schule angetroffen wird, die sich über den Grad von Mittelmässigkeit erhebe. Weder Trogen, der Hauptort des Landes von A. R. und der Wohnsiz der reichesten Handelsherren, noch Herisau, der grösseste und schönste Flekken, zeichnen sich vor der kleinsten Gemeinde des Landes durch bessere und zwekmässigere Schulanstalten aus, sondern alle sind fast gleich schlecht. In leztgenanntem Flekken ist zwar durch die Bemühung eines jungen Obersachsen eine Privatschule im Flor, in welcher die Kinder einen vortrefflichen Unterricht in allen für sie nöthigen Wissenschaften, und besonders auch in neuern Sprachen erhalten, und in einigen andern Gemeinden halten sich Aeltern für ihre Kinder eigene Hauslehrer, die gemeiniglich aus unserm Lande gebürtig sind, da dieß aber im Grunde nur Privatinstitute sind, die mit den öffentlichen in keiner Verbindung stehen, so kann ich deshalb doch noch nicht von meiner vorigen Behauptung abgehen, wenn ich die öffentlichen Schulen, von denen ich einige hier selbst besucht, und von ihrer innern Einrichtung mich überzeugt habe, nur für höchst mittelmässig halte.

Ich will nun die Frage aufwerfen, und dieselbe auch zu beantworten mich bemühen: worinnen der Grund von dem schlechten Zustand der hiesigen Landschulen liege? Ich glaube darinnen:

weil in den alten Zeiten die ganze Schuleinrichtung weder einem eigenen Erziehungsrath war übertragen, noch von der Landesregierung kräftig dafür gesorgt worden, daß schon von der Schule an dem Staate einst ein würdiger Bürger erzogen werde, sondern weil jede Gemeinde blos für ihre eigene Schule so gut oder so schlecht als möglich sorgte, und man es vor zehen und mehreren Jahren hier gar nicht für nöthig hielt, sein Augenmerk auf eine ordentliche Erziehung der Kinder in den Schulen zu richten. Die Vorsteher einer Gemeinde sezten ihre Schulmeister selbst, und wohl zu merken: ihre alte Freiheit gieng hier auch so weit, daß sie wählten und zum Schulmeister sezten wen sie wollten, ohne auf die Stimme und den guten Rath eines Pfarrers Rüksicht nehmen zu müssen, daher man nicht immer auf den Geschiktesten, Fähigsten und Tauglichsten, der die erforderlichsten wesentlichen Eigenschaften eines braven Schulmeisters hatte, Rüksicht nahm, sondern auf den wohlfeilsten, oder auf den, welchen man wegen Familien-Verhältnissen begünstigen und vorziehen wollte, auf den, der von ihrer Huld und Gnade abhieng, den man, wenn er in seinem Amte zu streng war, wieder absezzen oder wieder auf mehrere Jahre bestättigen konnte, wenn er den Vorgesezten zu schmeicheln oder sich die Liebe des Einen und Andern zu erwerben wuste. Der Pfarrer der Gemeinde also war nicht im Stande mit seiner Einsicht und Wissenschaft durchdringen und sagen zu können:

nen: ich finde zu diesem so wichtigen Amte diesen oder jenen für den Besten und Geschiktesten, sondern er muste sichs gefallen lassen, welchen man erwählen würde. Auch versteht es sich, daß hier an keine vorhergehende Prüfung zu denken war, sondern wenn der Schulmeister-Candidat nur die Noten seines Psalmenbuchs singen, etwas lesen und schreiben konnte, so war er fertig und geschikt zur Annahme eines solchen Amtes, und im ganzen Lande hatte kein Mensch das Recht eine Einwendung gegen diese Wahl zu machen.

Ein grosses Glück für eine Gemeinde war es, wenn ihr ein Pfarrer vorstand, dem das Wohl seiner Dorfsjugend am Herzen lag, der die Schulen fleissig besuchte, (welches ohnstreitig der Wunsch vieler Gemeinden dieses Landes gewesen seyn muß, da sehr viele Schulstuben im Pfarrhause angelegt sind, um ihm die Bemühung desfalls in etwas zu erleichtern,) den Schullehrer anwies, und zur Führung seines Amtes geschikt und brauchbar machte. Gut war es nun, wenn der junge Mann sich leiten lies, und den Rath seines Predigers mit Dank benuzte, denn nun stand es für die Schule nicht so schlimm, und mancher gute Schulmann wurde auf diese Weise gebildet, und nachher ein vortrefflicher Lehrer in seinem Fach. Ein solcher war Herr Krüsi, einst ein unbekannter kleiner Schulmeister allhier zu Gaiß, der aber durch die viele Bemühung seines damaligen Dorfpfarrers, Hrn. Schüß, gegenwärtig zu Herisau,

das

das wurde, was er jezt ist, nämlich eine der ersten Stüzzen der pestalozzischen Schul- und Lehranstalt zu Yverdün, wie aus der Schrift des grossen Pestalozzi: „Lienhard und Gertrud" deutlich zu sehen ist, in welcher dieser Mann die vielen Bemühungen des damaligen Pfarrers zu Gaiß an seinen Krüsi lebhaft erkennet, und mit Dankbarkeit preiset. Wie es scheint so thun nicht alle Dorfsprediger an ihren Schulmeistern so viel als Herr Pf. Schüß an dem seinen that. Er fand sich verpflichtet ihn zu bilden, mit einer guten Methode vertraut zu machen, die man anwenden müsse, wenn man den Unterricht einer Menge roher und ungebildeter Kinder übernehmen wolle, so daß die Schule zu Gaiß damals sich rühmlich vor den übrigen Dorfschulen auszeichnete. Und da in der Folge Herr Pestalozzi sein Institut zu Burgdorf eröffnete und Krüsi seinen gegenwärtigen Wirkungskreis zu enge fand, so trat dieser, um ferner ein Schulmeister zu bleiben, mit jenem in Verbindung und ist nun nicht blos einer seiner besten Mitarbeiter, sondern auch seiner vertrautesten Freunde.

Das Buch, nach welchem den reformirten Kindern dieses Kantons die ersten Buchstaben-Kenntnisse und das Lesen beigebracht wird, ist ein A B C-Buch, welches in der Kantons-Drukkerei zu Trogen verlegt wird, in Rüksicht seines Inhalts aber sich durchaus zu keinem Schulbüchelchen eignet, und blos das einzige vorzügliche hat, daß es um 2 Kreu-

zer

zer verkauft wird. Es traten gleichwohl von Zeit zu Zeit Männer auf, die das Bedürfniß besserer Schulen und zwekmässiger Schulbücher fühlten; da sie aber auch zugleich wusten, wie schwer es sey, einem freien Volke, das von keiner oft noch so guten neuen Einrichtung in diesem oder jenem Fache etwas hören will, eine gute Sache zu empfehlen und einzuführen, so unterblieben oft die besten Plane, die zu Verbesserung der Schulen und des Unterrichts entworfen wurden. Doch trat ein junger und der Sache gewachsener Mann hervor, der freilich nicht ohne viele Schwierigkeiten und Hindernissen ein Lesebuch für Schulen und Haushaltungen ausarbeitete, und 1789 in den Druk gab, weshalb und da er etwas weiter als mancher andre seiner Herrn Amtsbrüder sah, und über diese oder jene religiösen Gegenstände gereinigtere und vernünftigere Begriffe hatte, er hie und da verkannt, und von manchem als ein Neulehrer betrachtet wurde, so daß auch sein Buch bei dem vielen Nüzlichen und Schönen das es enthält, und besonders bei seinem wohlfeilen Preise, doch den Eingang nicht fand, den es verdient hätte. Selbst Reiche und Angesehene sezten sich der Einführung desselben entgegen, gleich als wenn die Bibel und der Katechismus sollten verdrängt, und ihnen ein irreligiöses Buch untergeschoben werden, und ob sich gleich bei Vielen nach und nach dieses Vorurtheil verlohr, und es hie und da in Schulen eingeführt wurde, so schikten sich doch die

Schulmeister beim Gebrauch desselben so schlecht an, daß die wahre Absicht des Verfassers nicht recht erfüllt wurde. Denn da sie dieß nüzliche Schulbüchelchen dazu benuzzen sollten, um über das Gelesene die Kinder zu prüfen, und sich mit ihnen auf eine sokratische Weise zu unterhalten, welche Gabe (donum didacticum) ihnen aber so fremd, wie ein böhmisches Dorf war, so ist es einleuchtend, daß die Schullehrer von ihrer Seite die Einführung eines solchen Schulbuchs nicht sehr werden betrieben haben, weil ein solcher Unterricht von ihrem bisherigen Schlendrian gar himmelweit verschieden war. Denn der Unterricht der bisher in den meisten Schulen ertheilt ward, was war er anders als eine elende langweilige Anweisung zum Buchstabieren und Lesen, wozu man sich ausser dem obengenannten A B C Buche, eines hier allgemein beliebten und wegen seines hohen Alterthums höchst schäzbaren Büchleins, die Kreuzschule betittelt, auch aufgefundener Zeitungsblätter und abgedankter Kalender bediente. Dieß ist der Büchervorrath, den man hier verbunden mit dem Züricher Katechismus und der Bibel N. Testaments in den hiesigen Schulen findet, und welche der Appenzeller Landmann nicht gern aus seiner Schule verdrängen lässt, sollte auch ein sonst würdiger braver Mann ihm ein weit besseres Buch als die erstgenannten darbringen wollen.

Die Revolution die, wie ich schon in vielen meiner Briefe gezeigt habe, wenig Gutes und Lo-

bens-

benswerthes für dies Volk ausgebrütet hat, hatte gleichwohl bei ihren vielen Greueln, die sie anrichtete das Nüzliche, daß es schien, als wenn für das Schul- und Erziehungswesen ein helleres Licht im Kanton Appenzell A. R. aufgehen, und dadurch die Finsterniß in etwas verscheuchet werden sollte. Bei den mancherlei Regierungsveränderungen, denen das ganze eidgenossische Land, und also auch gemeiniglich jeder Kanton unterworfen war, wurde der ganze Kanton Appenzell zu St. Gallen geschlagen und mit andern umliegenden Gegenden unter dem Namen Kanton Säntis vereiniget. Die Regierungsräthe des Kantons wendeten ihre Aufmerksamkeit auch auf die traurige Lage der Schulen, und bei den unzähligen Schwierigkeiten und Hindernissen, bei dem Mangel an Hülfsquellen, für bessere Einrichtungen thaten sie doch mehr, als man bei dem immerwährenden Regierungswechsel, und der kurzen Dauer ihres Ansehens hätte erwarten sollen. Es wurden ein katholischer und reformirter Erziehungsrath, und im ganzen Kanton geistliche und weltliche Schulinspektores verordnet, welche den Zustand der Landschulen schildern, Mittel zu Abstellung von allerlei Hindernissen gegen das Gute vorschlagen, die Schulen mit den Ortspfarrern fleissig besuchen, die Schullehrer prüfen, für taugliche Subjecte sorgen und auf alle Weise für das Wohl der Schulen in ihren Districten bedacht seyn musten.

Was nun ferner auf diese Art für das Schulfach im Kanton Appenzell Nüzliches geleistet wurde, soll Ihnen mein nächster Brief melden. Bis dahin Gott befohlen!

Zwei=

Zwei und zwanzigster Brief.

Inhalt.

Weise Anordnungen zu Verbesserung des Schulwesens. Schulmeister-Seminar. Was unter der jezzigen Regierung für die Schulen geschah. Schulräthe. Bessere Schulbücher. Besoldung der Schulmeister. Was von einem verbesserten Gehalt zu erwarten sey? Wohlthätigkeit der Schweizer gegen Unglükliche. Lobenswerthe Armenanstalten. Beträchtliche Vermächtnisse für Dürftige. Durch Mangel an Verdienst nothgedrungene Arme. Muthwillige Arme. Vagabunden.

Gaiß im August.

Wenn man bedenkt, auf welchen schwachen Füssen die damalige Regierung stand, die oft nach einer kurzen Dauer schon wieder von einer andern verdrängt und abgesezt wurde, welche unübersteigliche Schwierigkeiten sie bei dem Mangel an nöthigen Hilfsquellen, ja ich sage noch mehr, bei dem Mangel an Zutrauen und bei dem hier und da überhandnehmenden Mißtrauen, in allen Schritten, die sie that, um sich in ihrer Würde und Ansehen zu erhalten, zu bekämpfen

pfen hatte, so muß es uns (von dieser Seite) mit Achtung gegen diese Männer erfüllen, die den Erziehungsrath bei seinen guten Absichten so mächtig unterstüzten, und zur Aufklärung und Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens so eifrig die Hand boten.

Im Jahre 1800 erschien auf Befehl des Erziehungsrathes zu St. Gallen eine gedrukte Anleitung für die Landschullehrer des Kantons Säntis, wodurch sie zur nüzlichen und zwekmässigen Führung ihres Amtes ermuntert werden, und in welcher in gedrängter Kürze dem Schulmeister der ganze Umfang seiner Pflichten vorgelegt und die Methode gezeigt wird, wie er es anzufangen habe, wenn er in seinem Wirkungskreise und unter seinen Schülern Gutes stiften wolle. Er suchte aber auch zugleich den Bedürfnissen mit abzuhelfen, die nothwendig erst musten befriediget werden, wenn ein Mann auch mit Freuden in seinem mühsamen Wirkungskreise arbeiten soll, er war nämlich auch für seinen Unterhalt und nöthigen Gehalt, so viel es damals die Umstände bei so unsichern Zeiten gestatten wollten, besorgt. Zu dem Ende verpflichtete man die Gemeinden, welche noch keine eigene Schulstube hatten, und wo der Lehrer verbunden war, für seine Rechnung dafür zu sorgen, künftighin die Miethe aus der Gemeindskasse zu bezahlen. Da wo die Schullehrer kein Holz zur Feuerung besassen, erhielten sie jährlich zwei Klafter

ter aus den Nationalwaldungen. Und weil man in manchen Gemeinden die üble Gewohnheit angenommen hatte, bei Wiederbesezzung einer erledigten Lehrstelle den vorigen Gehalt öfters zu vermindern, wenn sich ein wohlfeilerer angetragen hatte, so daß es also einem tüchtigen Schullehrer nicht mehr möglich war, bei einem so geringen Gehalte seinen Posten rechtschaffen zu verwalten, so wurde auch diesem Uebel durch die kräftigsten Gegenmittel gesteuert. Weil ferner in einigen Gemeinden die für einen Lehrer erniedrigende Gewohnheit herrschte, daß er jährlich um Beibehaltung seiner Stelle förmlich wieder anhalten muste, so wurde auch dieser dem Ansehen der Lehrer nachtheilige Gebrauch aufgehoben, und jeder in seiner Stelle geschüzt, so lange er sich pflichtmässig betrug. Und so fragte der Erziehungsrath, der immer seine Regierung als Beistand im Rükken hatte, den gemeinen Landmann nicht, ob diese Schuleinrichtung ihm gefalle, oder seinen Bei- oder Mißfall habe, sondern von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit solcher Maaßregeln überzeugt, drang er mit dictatorischem Ansehen durch, welches am besten hilft, wenn man siehet, daß die Männer, die die Finsterniß mehr lieben denn das Licht, sich einer guten Sache entgegen sezzen wollen.

Höchst erwünscht muste es dem Erziehungsrath des Kantons seyn, daß zu eben der Zeit, da man um die Verbesserung der Landschulen so thätig besorgt war, zween Männer auftraten, die ihnen da-

bei

bei hülfreiche Hand boten, und den wichtigsten Punct, nämlich die Bildung der Landschullehrer selbst übernehmen wollten, und dazu die Plane vorlegten. Der eine war ein katholischer Pfarrer aus der Abtei von St. Gallen, und der andre der damalige Pfarrer allhier zu Gaiß, welcher gegenwärtig zu Rheineck sich befindet. Da ich blos den Zustand des Erziehungswesens, so weit er auf das Appenzeller Land Bezug hat, schildere, so bleibe ich auch in diesem meinem Briefe blos bei dem stehen, was der leztere zu leisten versprach. Er übergab dem Erziehungsrathe des Kantons seine Vorschläge zu einem Interims-Institut (wie er es nannte) zur Bildung der Landschullehrer des Kantons, und erbot sich selbst zum Lehrer an demselben. Sie wurden gebilliget, und zugleich bei der damaligen helvetischen Regierung zu Bern die Gutheissung davon bewirket. Von Seiten der Reformirten schrieb man zu Anfang des Jahres 1801 eine freiwillige Steuer in allen reformirten Kirchen des Kantons aus, um aus derselben die Zöglinge an den Lehrtagen unentgeldlich beköstigen zu können, weil sich 18 Subjecte für den Schullehrer-Unterricht bei dem Pfarrer angemeldet hatten. Der gute Erfolg bewies, daß man die Nothwendigkeit einer solchen Anstalt hin und wieder lebhaft gefühlt hatte, denn es fiel eine Kirchensteuer von 700 fl. zu denen noch 252 fl. von einigen wohlthätigen Bürgern aus St. Gallen, und 66 fl. von der Hülfskasse zu Prämien für die leh-

renden Schulmeister aus Bern hinzukamen, mit welcher Summe der Pfarrer von Gaiß einen erfreulichen Anfang machte.

Folgende nothwendige Erfordernisse sind es, welche er an einen Schulmeister machte, den er aus seinem Unterrichte in ein Schulamt entlies:

1) Er muß richtig, deutlich und gefällig lesen können;

2) Im eigenen Nachdenken geübt worden seyn; das was er lieset verstehen, und mit Kindern darüber katechetisch zu reden wissen;

3) Schön und richtig schreiben können, auch im Stande seyn, einen natürlichen, ordentlichen und ungezwungenen Aufsaz aus dem Kopfe zu verfertigen. Um dieses zu können, muß er daher auch Kenntniß der teutschen Sprachlehre besizzen;

4) Vernünftige und richtige Religionskenntnisse haben;

5) Wenigstens im Rechnen die vier Spezies verstehen, und auch im Kopfrechnen nicht ganz ungeübt seyn.

6) Könnte er den Kindern auch Anleitung im Singen der Kirchen- und Volkslieder ertheilen, so wäre es desto besser.

7) Er besizze auch die Fertigkeit diese Kenntnisse auf eine vernünftige, zwekmässige, angenehme und leichte Art seinen Kindern vortragen zu können, und sey endlich

8) Ein rechtschaffener, christlicher Mann, der Freude an seinem Beruf hat, der guten Rath annimmt, und denselben prüft und befolgt, der immer mehr zu lernen und nüzlicher zu werden sucht.

Dieß sind des Pfarrers von Gaiß eigene Worte, die ich Ihnen beigefüget habe, um zu zeigen, wie er bei seinem Unternehmen zu Werke gieng. Ohne mich über den Nuzzen und Vortheil, der aus seinem löblichen Unternehmen hervorgieng, einzulassen, füge ich noch bei, daß er nur einige wenige Curse eröffnete, von denen nur jeder ohngefähr drei Monate gedauert, ein Zeitraum, der mir wirklich zu beschränkt scheint, um alles dasjenige zu umfassen, was er in obigen acht Punkten von seinen Schulmeistern verlangt. Uebrigens brachte es theils die kurze Dauer der Regierung, welche bald nach seinem Unternehmen wieder abtretten muste, theils der Mangel an Unterstüzzung, die unumgänglich zu einem solchen Vorhaben nöthig ist, theils der Mangel an Subjecten, dahin, daß diese kleine Anstalt wieder in ihr Nichts zurük sank.

Als daher zu Anfang des Jahres 1803 durch die Vermittelungsacte des damaligen Oberkonsuls Bonaparte der Kanton Appenzell fast gänzlich wieder in seine alte Verfassung eingesezt, und dadurch also auch im Schulwesen es einer jeden Gemeinde wieder überlassen wurde, wie sie für den Unterricht ihrer Kinder sorgen wolle, so fiel nicht nur jener Erziehungsrath nebst seinen Schul-Inspec-

spectoren ganz weg, sondern alle vorher entworfenen guten Plane, Vorschläge und Einrichtungen verflogen wie Spreu, die der Wind zerstreuet; und hie und da in manchen Gemeinden, wo man das Wohlthätige dieser Einrichtung nicht erkennen konnte, sezte man die gelehrten Schulmeister wieder ab, brachte wohlfeilere und schlechtere an ihre Stelle und drohete ihnen bei Absezzung von ihrer Stelle: ihre Kinder wieder wie vor Zeiten, nämlich nach dem gewöhnlichen alten Schlendrian zu lehren, worüber denn auch so mancher für das Gute eingenommene Pfarrer und Schullehrer billig seufzte. Aber da war nichts zu machen, denn der Appenzeller jubelte laut über seine alte wieder erhaltene Freiheit, ob er gleich nur den Schatten davon erhascht hatte. Er wähnte schon im Besiz derselben zu seyn, und strebte Alles anzuwenden, dieselbe nach Verlauf mehrerer Jahre wieder recht zu geniessen, und wollte daher auch wieder den Unsinn mit einführen, der von den Erziehungsräthen während der Revolution war hinweg geschafft worden. Aber so konnte es unmöglich verbleiben; sowohl mehrere Prediger, die den wohlthätigen Lichtstrahl einer neuen Schulverbesserung auf einige Zeit gefühlt hatten, und auf einmal dessen wieder beraubt werden sollten, als auch andre einsichtsvolle, für das gemeine Beste bedachte Männer wendeten sich an die Regierung, stellten den schlechten Zustand der Landschulen vor, baten um Hülfe und zeigten die traurigen Folgen,

wenn

wenn Alles in die alte Finsterniß wieder zurüksinken sollte.

Man gab also diesen dringenden Vorstellungen Gehör, und wählte aus der sämtlichen reformirten Geistlichkeit des Kantons drey Männer aus, die unter dem Namen der Schulinspectoren den Zustand der Schulen untersuchen, die nöthigen Verbesserungen, die da hineinschlagen, angeben, und die zwekmässigsten Mittel anwenden sollten, um dem gesunkenen Schulwesen wieder aufzuhelfen.

Und da es den Landschulen bisher immer noch an zwekmässigen Schul= und Lesebüchern gefehlt und das in meinem vorigen Briefe erwähnte und 1789 erschienene Lesebuch sich vergriffen hatte, so erhielten diese einsichtsvollen Männer den Auftrag für die ersten Anfangsgründe ein besseres A B C Büchelchen, als das Trogner und ein neues Lesebuch, für die Schulen zu verfertigen, zu welchem leztern das vorhin erwähnte zum Grund gelegt, mit den nöthigen Verbesserungen im Jahr 1805 herausgegeben, und zugleich so eingerichtet wurde, daß es die Kinder, welche den ersten Nachtmahlsunterricht empfangen wollen, als einen nüzlichen Leitfaden gebrauchen können.

Damit aber auch die Schulmeister selbst im Stande wären einen nüzlichen Gebrauch davon zu machen, und es ihnen nicht etwa gehen möchte, wie dem Hahn der eine kostbare Perle fand, verfertigte man für die sämmtlichen reformirten Schulmeister eine Anleitung: wie sie die Kinder in verschiedenen

Klas=

Klassen unterrichten sollten. Sie wurden nähmlich aufgefordert ihre sämmtlichen Schüler in drei Theile einzutheilen, nämlich in die: welche die ersten Buchstaben; welche syllabiren und buchstabiren, und endlich in die, welche lesen lernen wollen, wozu die dabei anzuwendende Methode ihnen im Buche gezeigt ward. Dabei aber sollte jeder Pfarrer, der nebst einem einsichtsvollen Mann in seiner Gemeinde Schulinspector der sämmtlichen Schulen im Dorfe ist, dem Schullehrer mit Rath und That an die Hand gehen, einen nöthigen Schulplan für seine Schulen entwerfen, und darauf sehen, daß die guten Vorschläge auch ausgeführt, die Eltern zur fleisigen Sendung ihrer Kinder in den Unterricht angehalten, und dieselben der Schule nicht zu frühzeitig entrissen werden möchten.

Da ich zufälliger Weise eine solche Anleitung für die Schulmeister zu Gesichte bekam, so ersehe ich daraus zugleich, daß jeder Lehrer verpflichtet wird, seine Schüler auch zum Rechtschreiben aus dem Kopf anzuhalten, die Sprach- und Schreibfehler zu verbessern, überhaupt selbst mit den Regeln der Sprachlehre vertraut zu seyn, und bisweilen Gedächtnißübungen anzustellen, um das Gelesene zu entwikkeln und zu zergliedern. Und da nichts mehr das Gedächtniß stärkt und das Nachdenken schärft als die Rechenkunst, so muß ein Schullehrer auch einigermassen mit den vier Spezies Bekanntschaft haben, wenn er den Namen eines würdigen Schul-

mei-

meisters verdienen will. So schön und nüzlich alles dieß ist, was in unsern würtembergischen Schulen ebenfalls von einem solchen Manne verlangt wird, so fragt es sich doch gleichwohl vorher: ob alle Schullehrer im Appenzeller Land, die doch gröstentheils keinen wissenschaftlichen Unterricht erhalten, und was sie wissen und verstehen, meistens aus sich selbst und durch eigenen Fleiß erlernet haben, auch im Stande sind, dieß Alles sogleich zu befolgen, und in der Schule anzuwenden, wenn nicht entweder ein Schulmeister-Seminarium errichtet, oder jeder Orts-Pfarrer ersucht und aufgefordert wird, seinem Schullehrer in den angezeigten Wissenschaften den nöthigen Unterricht zu ertheilen? Denn was helfen alle gute Vorschläge, was nüzzen alle gedrukten Anleitungen, wenn sich die Schulmeister doch nicht im Stande befinden, denselben nachzukommen, und dasjenige zu leisten, was von ihnen verlangt wird!! Meines Erachtens also sollte erst eine Regierung ein Mittel ausfindig machen, wie gute Schullehrer zu bilden und zu diesem wichtigen Beruf geschikt zu machen wären. Uebrigens zweifle ich nicht, daß sich junge Leute in Menge finden würden, die diese Beschäftigung zu ergreifen Lust bezeigten, wenn nur auch der Schulmeister einen bestimmten Lohn hätte, um ohne Nahrungssorgen leben zu können.

Auch hierüber will ich Ihnen meine gesammelten Bemerkungen mittheilen, zumal da auch bei dem Schulmeister- so wie bei dem Predigerstand der

ge-

geringe Gehalt und die schlechte Belohnung seiner Mühe die Hauptursache ist, warum dieses Amt so schlecht gesucht wird. Doch muß ich erst folgendes noch vorausschikken.

Jede Gemeinde besizt gewisse Capitalien, aus deren Zinsen sie die verschiedenen Gemeindsausgaben bestreitet, und welche theils durch freiwillige Stiftungen bei Gründung derselben, theils durch testamentarische Verordnungen edeldenkender Personen entstanden, nach und nach immer mehr vermehrt worden sind, und in Capitalien bestehen, die an sichere Orte im Lande ausgelehnt sind. Solcher Gelder finden sich gemeiniglich in einer Gemeinde dreierlei: Kirchengelder, Armengelder und Schulgelder. Erstere, die man auch das Kirchengut nennt, sind zur Besoldung der Prediger und zur Verbesserung der Kirchen und Pfarrgebäude bestimmt. Die Armengelder, die man hier auch das Armengut nennt, bestreiten die Ausgaben an dürftige Gemeindsbürger, und endlich die Schulgelder oder das Schulgut, sind zur Besoldung für die Schulmeister bestimmt. Aber nicht alle Gemeinden besizzen ein eigenes Schulgut; da wo dieß der Fall nicht ist, bezieht der Schulmeister wöchentlich seinen geringen Gehalt von den anwesenden Schülern, erhält von einem jeden für die Woche 6 Kreuzer und das nöthige Holz aus den Gemeindewaldungen. Ist daher ein Schulmeister beliebt, hat er sich das Zutrauen der Aeltern erworben, so wird seine Schule fleis-

sig

sig besucht, und er bekommt oft wöchentlich mehr als 5 bis 6 fl. Ist dieß der Fall nicht, so schikken die Aeltern ihre Kinder (da oft in einer Gemeinde, die weitläuftig und zerstreut ist, zwei, drei und mehrere Schulen sind) in eine andre, da sie an keine bestimmte gebunden sind, oder, wie es auch öfter der Fall ist, die Kinder besuchen die Woche hindurch einigemal den Unterricht und bleiben am Sonnabend, als am Zahltag, daheim, ohne ihre wenigen Kreuzer zu entrichten, und so erhält oft mancher Lehrer, wenn er eine ganze Woche lang mit Mühe und Beschwerniß gearbeitet hat, nicht mehr als einige wenige Gulden, oder siehet sich genöthiget, seinen sauer verdienten Lohn mit Bitten und Betteln vom Haus zu Haus einzutreiben.

Weit schöner ist aber die Einrichtung in denen Gemeinden, wo die Schulmeister ihren bestimmten Gehalt aus einer eigenen Kasse erhalten, der freilich, je nachdem die Gemeinde viel oder wenig gute Stiftungen in ihr Schulgut erhielt, mehr oder weniger beträchtlich, gröstentheils aber so beschaffen ist, daß der Schulmeister nach geendeter Schulstunde an seinen Webestuhl oder zu seinen Kühen oder Geisen sich begeben, und zu seinem Unterhalt die Erziehung der Kinder mit der Erziehung seiner Stallthiere verbinden muß. Hierinnen also steht der Appenzeller Schulmeister mit unserm teutschen in gleichem Verhältniß, da, wie Sie ja wissen, auch unsere Schulmeister leider an den meisten Orten den Schulunterricht blos als einen

Nebenzweig ihres Erwerbes betrachten, und durch die Verbindung mit einem Handwerk erst in den Stand gesezt werden, ordentlich leben zu können. Und mit Vergnügen las ich kürzlich in dem neusten theologischen Journal von Gabler eine schöne Rezension über die Schrift: Hülfe! Hülfe! dringende Bitten und bescheidene Vorschläge die drükkende Lage des evangelischen Religionslehrers betreffend, welche in mancher Hinsicht mir gleichsam aus dem Herzen geschrieben war, indem unter andern darinnen gesagt wird: daß leider heut zu Tage Zunftgeschiklichkeit das Haupterfordernis bei der Annahme und Verwaltung eines Schulamtes geworden sei, und daß ein Schulmeister, wenn er nicht den Hebel oder irgend ein andres Instrument zu führen im Stande wäre, den Schulunterricht auf dem Lande nicht übernehmen könnte. Und ich bestättige dieß selbst mit meiner eigenen wenigen Erfahrung, da ich hie und da solche Personen kennen lernte, die die Nadel und das Begeleisen führten, und ohne diese Hülfsmittel nicht würden haben leben können.

Wollte also Appenzell die äussere Lage seiner Schulmeister, so wie das mit ihren Predigern geschah, verbessern, und dabei auf solche Männer bedacht seyn, welche die errfoderliche Anlagen und Geschiklichkeit zum Schulfache besizzen, so sollte auch zuvörderst ein anständiger fixer Gehalt ausgemittelt werden, damit ein solcher Mann sein Amt auch con amore verwalten könnte,

was vielleicht nirgends besser und mit geringerer Mühe veranstaltet werden könnte, als hier, wo man zur Unterstüzzung einer guten Sache sogleich freiwillige Steuern aufnimmt, so wie dieß bei der Pfründverbesserung der Prediger der Fall war, hier wo man von Haus zu Haus, oder bei einigen begütterten Gemeindsbürgern Anfrage hält, ob und wie viel sie zu diesem Unternehmen freiwillig beizutragen Willens wären? so daß öfters auf diese Weise in wenig Tagen ein Kapital von mehreren Tausend Gulden zusammen gebracht worden ist. An jungen Leuten, die sich dem Schullehrerstand widmen wollten, würde es dann auch gewiß nicht fehlen, wenn der grösseste Stein des Anstosses gehoben wäre, besonders wenn der Handel und das Musselingewerbe nicht mehr in seine alte günstige Lage zurükgebracht werden sollte, wie es höchst wahrscheinlich ist. Wenn ferner, wie ich vernahm, selten in den reformirten Gemeinden eine bemittelte Person stirbt, ohne bei ihrem Ende ein beträchtliches Stük Geld für Schul- und Armenkassen ausgesezt zu haben, so ist mir das Beweis genug, daß man auch zur Verbesserung der Schulmeister-Einkünfte eben so gut vieles beitragen könnte, wenn man nur wollte. Und ohne dieß kostet es in einer Gemeinde, die einen eigenen Schulfond hat, einem Vater keinen Kreuzer seine Kinder, wär es auch noch so lange, in der Schule unterrichten zu lassen, da nur diejenigen Aeltern den Schullohn entrichten müssen, welche in ihrem Wohnort

nicht

nicht Gemeindsbürger sind, welcher Lohn aber dem Schulmeister an seinem fixen Gehalt wieder abgezogen wird.

Wenn also meines Erachtens auf diese Weise der Schulmeister ohne ein Handwerk bei seinem Amte ergreifen zu müssen, oder mit Nahrungssorgen zu kämpfen, leben könnte, dann bedürfte es nur einiger geschikter Männer, die die geistige Bildung desselben zu übernehmen gedächten, und für einen mässigen Gehalt sich erböten, den Unterricht zu ertheilen, wie dieß unter der vorigen Regierung (freilich mit grösserem Aufwande) geschah; dann könnte gewiß etwas Vollkommenes im Schulfach geleistet und die mancherlei geschriebenen und gedrukten Anleitungen, nebst allen piis desideriis, einmal erfüllet werden, welche patriotische Männer schon längst gegeben haben. Es ist aber zu glauben, daß die Regierung selbst, die zum Theil aus Männern besteht, welche vom Eifer für die so nothwendige Schulverbesserung beseelt sind, den Predigern des Kantons zur gemeinschaftlichen Mitwirkung die Hände bieten werden, um bei dem, was schon bisher in diesem Fache geschehen ist, nicht stehen zu bleiben, sondern den Wagen, der schon halb aus dem Schlamm herausgezogen ist, gänzlich auf das Trokkene zu führen; oder doch zum allermindesten darauf streng zu achten, daß die bisherigen guten Einrichtungen befolgt, beibehalten und nicht wieder im Keime erstikt werden, da widrigen Falls, wie dies schon lei-

der in einigen Gemeinden zu befürchten ist, alles wieder in die vorige Letargie zurüksinket.

Auch die lobenswerthen Armenanstalten verdienen in meinem Briefe zum Schluß einiger Erwähnung; denn bekanntlich ist der Schweizer in Rüksicht seiner Wohlhtätigkeit gegen Arme und Hülfsbedürftige vielen andern Nationen vorzuziehen, und man wird, England ausgenommen, in Europa keinen Staat finden, der zur Linderung des menschlichen Elendes mehr beiträgt, als die schweizerische Eidgenossenschaft. Ehrenvoll zeigte sie sich kürzlich, als der Handelsstand von Ulm für die durch den Krieg (am Ende des Jahres 1805) verunglükten Einwohner Schwabens eine Collecte veranstaltete. Die Schweiz, die doch ein so armes Land im Grunde ist, und theils von der Revolution sich noch nicht ganz erholt, und durch die immerwährende Handelssperre nach Frankreich und Italien so sehr viel verlohren hat, zahlte bei diesem Anlaß am meisten, nämlich 5839 fl. 47 kr., England nur etwas über 5000 fl., und die grosse Nation gar nichts, blos einige Städte: Strasburg, Aachen und Cölln sandten einige hundert Gulden ein. Und so zeichnen sich wieder einzelne Kantone oder Kantonsstädte vor den übrigen vorzüglich aus; besonders soll die Stadt Zürich an Wohlthätigkeit alle übrigen weit übertreffen. Und als vor einiger Zeit ein kleines Städtchen in dem katholischen Kanton Freiburg ein Raub der Flammen ward, so sandten die edlen Züricher 6000 fl. zur Unterstüzzung dahin, andere Kantone und Städte lieferten auch verhältnismäsig

an-

ansehnliche Beiträge. Mit Recht soll daher schon einst der verstorbene bekannte Lavater von dieser seiner Vaterstadt gesagt haben: O Zürich! dein Almosen erhält dich! Doch sagt man allgemein, daß diese Edelmuth und Wohlthätigkeit sich hauptsächlich auf die reformirten Kantone beschränke, daß die katholischen ungleich weniger theilnehmend und mitleidsvoll seyen. Und besonders soll in paritätischen Kantonen, wo einige Regierungen eigene Hülfskassen zur Unterstützung der Unglüklichen errichtet haben, und dazu jährlich liebreiche Beiträge sammeln, der Abstand zwischen den eingesandten Geldern aus reformirten und denen aus katholischen Gemeinden sehr auffallend seyn. Die Ursache ist aber wohl nicht schwer einzusehen; denn so springt es — um nur bei dem Kanton Appenzell stehen zu bleiben — dem Reisenden gar bald ins Auge, wie die Inner-Rodner oder katholischen Appenzeller nichts weniger als spekulativ oder industriös sind, sondern gleichwie im Religiösen also auch im Merkantilischen ihren reformirten Nachbarn weit nachstehen. Sie wissen dieß auch, und wenn man sie über diesen Gegenstand befragt, so gestehen sie es gern ein, sind aber demungeachtet zu träg, um der Sache abzuhelfen.

So wie die ganze Schweiz im Allgemeinen, so kann auch der Kanton Appenzell A. R. insbesondere wohlthätig bei der Unterstüzzung der Armen genannt werden. Zwar giebt es im Lande keine Hospitäler, Waisenhäuser, oder ähnliche Asyle für Unglükliche

und Elende, die die Kantonsregierung für die Armen des ganzen Landes bestimmt hätte, indem dergleichen bestehende Anstalten nur einzelnen Gemeinden und ihren Dürftigen Hülfe gewähren, sondern jede Gemeinde ist verpflichtet für ihre Armen Sorge zu tragen, sie zu unterstüzzen und in Krankheiten zu verpflegen. Man hat also die Besorgung derselben einem eigenen Armenpfleger anvertraut, der das wöchentliche oder monatliche Almosen vor den Kirchthüren einsammelt, die Armen wöchentlich mit Beiträgen unterstüzt, ihre Umstände untersucht, Kranke besucht, Arzneien bezahlt, Betten und andre Hülfsbedürfnisse anschafft und selbst die Begräbniskosten der verstorbenen Armen besorgt. Wohnt der Arme in einer entfernten Gemeinde oder in einem entlegenen Kanton, so erhält er die Unterstüzzung nicht von dem Orte seines Aufenthaltes, sondern aus der Gemeinde, wo er das Gemeinds-Bürgerrecht besizt; und auch in diesem Fall wird ihm ein gewisses Almosen übersandt. Sind die Aeltern nicht im Stande das Schulgeld für ihre Kinder zu entrichten, oder fehlt es an nöthiger Kleidung, so reicht auch da der Armenpfleger aus seinem Armenseckel einen Beischuß. Dazu bedarf es nun, wie Sie sehen, eines starken Fonds, um so mehr, da oft Kranke zwei auch noch mehr Gulden wöchentlich erhalten; und es ist daher auch kein Wunder, wenn der jährliche Zins der Armengelder nicht hinreichend ist, alle Armen und Nothleidenden zu unterstüzzen, und wenn

des-

deshalb zu manchen Zeiten nach dem Vermögensfuß an die Bewohner der Gemeinde Anlagen gemacht und Gelder zusammen gebracht werden müssen, um das Kapital selbst nicht zu schwächen.

Ueberaus edeldenkend ist der reformirte Appenzeller gegen seine Armen, und in seiner Brust ist der Gedanke tief eingegraben „es ist heilige Pflicht für meine ärmern Mitbürger zu sorgen, und ihre Armuth zu lindern.“ Er giebt daher bei Hochzeiten und andern freudigen Anlässen öfters Beiträge in die Armenkasse seiner Gemeinde, und vergisst der Dürftigen auch in guten Tagen nicht. Aber noch weit beträchtlicher sind dergleichen Vermächtnisse bei Leichenanlässen, so daß nicht leicht ein nur einigermassen vermöglicher Mann stirbt, der nicht wenigstens einen oder zwei Louisdor in die Armenkasse vermachet. So erzählte man mir z. B. daß in dem vorigen Jahre ein reicher Kaufmann aus Herisau gebürtig verstorben sei, der sich zu Petersburg und Moskau etablirt und aufgehalten habe, in seinem Testament den Armen seines Geburtsortes 2000 Rubel verschrieben habe. Ein anderer angesehener Kaufmann, starb fast in eben der Zeit in seiner Geburtsgemeinde Herisau und sezte den dasigen Armen 1500 fl. aus. Solche Fälle sind gar nicht selten, und Niemand bewundert eine solche Schenkung, eben weil der Fälle sich jährlich sehr viele ereignen, und es jeder für Pflicht hält, für die Armen seines Orts besonders Sorge zu tragen.

Gleich=

Gleichwohl aber sind oft bei dem besten Willen doch nicht alle Gemeinden völlig im Stande alle Armen hinreichend zu versorgen; denn bei den theuern Lebensmitteln, bei öfters eintretendem Mangel an Verdienst und dem immer mehr herrschend werdenden Gedanken: es sei gemächlicher sich durch Spazierengehen sein Brod zu erwerben, als seine Kräfte anzustrengen und zu arbeiten, ziehen zwar viele Dürftige einen Beitrag aus der Armenkasse ihres Orts, befinden sich aber noch besser dabei, wenn sie auch in andre Gemeinden gehen, und von Haus zu Haus ihr Brod erbetteln. Ehedem, und bevor das englische Maschinengarn noch nicht in diesem Kanton Eingang gefunden und dieß ganze Land gleichsam überschwemmt hatte, und als jedes arme Kind von 5 — 6 Jahren Gelegenheit hatte, täglich etwas Beträchtliches durch Baumwollspinnen zu verdienen, waren es blos fremde muthwillige und herumstreifende Bettler, die das behagliche Strassenbetteln der Arbeit vorzogen. In den neuern Zeiten aber, da die Garnspinnerei fast gänzlich aufgehört hat, und mancher unvermögliche Hausvater, der blos von seiner Hände Arbeit lebt, und mit seiner Familie sich seines täglichen Unterhaltes beraubt siehet, in dürftige Umstände versezt ist, bringen es äussere Umstände oft mit, daß besonders solche, die nicht weben können, vor fremden Thüren ihr Brod suchen. Schändlich aber ist es, daß mancher Muthwillige diesen Vorwand benuzt, das Land zu durch-

streifen

streichen, die Landstrassen zu belagern und Reisenden so lange beschwerlich zu fallen, bis diese aus Verdruß sich durch eine Gabe der Zudringlichkeit entledigen. Doch hat man sich kaum den einen vom Halse geschafft, so kommt schon eine Schaar Kinder von weitem herbeigelaufen und erwartet ein Gleiches. Männer von gesezten Jahren, von guter Gesundheit und festem starken Körperbau, schämen sich eben so wenig mit der Pfeife im Mund und an der Seite den Hund, eine Gabe zu heischen, indeß sie gewiß nicht nöthig hätten, auf eine so gemächliche Weise durch die Welt zu spazieren, wenn es ihnen darum zu thun wäre, sich auf eine nüzliche Weise zu beschäftigen. Weil ihre gesunden Glieder verrathen, daß sie arbeiten könnten, so klagen sie stets über Mangel an Arbeit und Verdienst, oder nehmen die Krankheit eines Vaters oder einer unpäßlichen Mutter zum Dekmantel ihrer Faulheit. Ja mit Ungestümm, mit Lügen und Verstellung, wissen es manche von dieser Klasse so weit zu bringen, daß sie ohne arbeiten zu müssen, sich recht gut bei ihrem Müssiggang befinden, und auf Kosten andrer sich weidlich laben. Mehrmals traf ich solche Tagediebe in den Wirthshäusern bei ihrem Weinglase, bei gutem weissen Brode und Käse an, wo sie mit ihres Gleichen wakker zechten und schmausten. Hierzu kommt noch, daß sie oft mit dem, was man ihnen darreicht, nicht zufrieden in Schimpf- und Scheltworte gegen denjenigen ausbrechen, der sich nicht

so reichlich im Geben gegen sie beweist, als sie es erwartet hatten. So wurde ich kürzlich auf einem Spaziergange von einem solchen Herumstreicher um eine Gabe ersucht, dessen Wünschen ich sogleich mit etwas Wenigem entsprach, aber fast mit Schimpfreden überschüttet wurde, daß ich als ein reicher Herr (so drükte er sich, aus der Kleidung schliessend, fälschlich aus) mich unterstehen dürfe, so eine Wenigkeit darzureichen, und indem er mir drohete die Gabe wieder wegzuwerfen, erzeigte er mir endlich doch die Gnade und behielt sie, während er brummend und unzufrieden davon gieng. Und dieß war ein Appenzeller, wo der ähnlichen Vorfälle unzählige sich ereignen. Höflich aber auch beweist sich der hiesige Bettler, wenn er eine Gabe erhält, die seiner Erwartung entspricht oder sie übertrifft, wo er sich dann des hier landesüblichen Ausdruks beim Empfange bedient: Ich sage Dank zu 100,000 malen, welches Worte er wohl drei bis viermal hinter einander wiederholet. So hörte ich auch öfters die Bitte: man möchte ihm das heilige Almosen reichen, wodurch der Bettler das Mitleid desto reger, und die Hand zum Geben desto williger zu machen glaubt. Einen lächerlichen Anblik gewährt es einem Fremden, wenn die innerroder Bettelweiber, mit der Tabakspfeife im Munde, um eine Pfeife Tabak oder etwas Geld bitten; man giebt ihnen dann gern um der Neuheit des Gegenstandes willen, da sie äusserst dankbar sich bezeigen. Auffallender fand ich

bei

bei meinem Aufenthalt in diesem Kanton das Bettelwesen nirgends als an einem Markttage zu Herisau, wo einer dem andern auf dem Fusse nachfolgte, und ich mich nicht genug verwundern konnte, warum diesem auffallenden Unfug nicht einigermassen Gränzen gesezt wird. Auch hier in Gaiß könnte das Betteln nicht zügelloser seyn. Da sich alles schlechte Gesindel hieher ziehet, um von den Kurgästen Vortheile zu ziehen, obgleich auch auf der andern Seite wieder nicht geläugnet werden kann, daß viele der hiesigen Fremden die Schwachheit besizzen, durch ihre am unrechten Orte angebrachte Freigebigkeit die Jugend zum Müssiggang und zu den daraus entspringenden Lastern zu verleiten.

Einen ähnlichen gutmüthigen Leichtsinn besizt aber der Appenzeller selbst; er wird gewiß, so lange er hat und geben kann, keinem Bettler oder Herumstreicher eine Gabe versagen. Gesezt auch, daß er sähe, sie würde übel angewendet, und seine Güte gemisbraucht, er giebt, auch wenn er sieht daß es wenig hilft, und er muß beständig geben, um des Ungestümmes los zu werden, und die Ruhe zu erkaufen; ja viele würden es für eine Sünde halten, den Landstreicher abzuweisen. Der Fremde freilich, der sich durch ein so lästiges Gedränge durcharbeiten muß, zukket die Achsel, und verwundert sich, daß die Polizei bei alle dem unthätig bleibt, und dem Unwesen nicht steuert.

Geläugnet werden kann es aber nicht, daß ein gros-

grosser Theil der Bettler, die das Land mit ganzen Familien durchstreifen, die Strassen bedekken, und dabei auf Ehre, Arbeit und alle bürgerliche Tugenden Verzicht thun, aus den benachbarten teutschen Provinzen jenseits des Rheins und des Bodensees, selbst aus Savoyen, ja ich möchte sagen aus allen Theilen von Europa in die Schweiz, und namentlich ins Appenzeller Land strömen, weil jeder von der Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit des freigebigen Schweizers profitiren will, der gern jedem eine Gabe reicht, was denn auch dem Gauner, dem Landstreicher wohl bekannt ist. Da kommen Schwabenhuren mit Kindern und Wiegen auf dem Rükken, den Suppennapf in der Hand und mit einem Kinderheer zur Seite, die alle Dörfer durchstreichen, die Freigebigkeit des Appenzellers in Contribution sezzen, und eigentlich eine wahre Landplage sind. So traf ich bei meiner Reise durch Inner-Roden eine ganze Bettlerfamilie in einer abgelegenen Gegend an, die mit Kochen und Braten eifrigst beschäftiget war, und eine lebendige Ende neben sich herumlaufen hatte, als wenn ein Hochzeitmahl bereitet werden sollte. Zwar ist dieß im Grunde nichts Neues, denn wenn man teutsche Journale und nahmentlich den Reichsanzeiger lieset, so wird man finden, daß in vielen teutschen Provinzen auch dieselben Uebel herrschen. Darum berührte ich auch blos diesen Gegenstand, um Ihnen, geliebte Aeltern, zu zeigen: c'est tout comme chez nous! —

Drei

Drei und zwanzigster Brief.

Inhalt.

Ueber verminderte Moralität; eine sonderbare Heirathsgeschichte; Bestrafungsart der Uebertretter des sechsten Gebots; Tortur; Abnahme der kindlichen Liebe gegen Aeltern; Einige Charakterzüge dieser Nation.

Gaiß im August.

Seit meinem nun fast zwei Monate langen Aufenthalte unter diesem Hirtenvolke, gieng meine ganze Aufmerksamkeit zugleich mit dahin, die Moralität desselben zu beobachten, daher ich jede Gelegenheit benuzte, mich in die Zirkel des jungen Volkes zu mischen, um von der Lebensart, den Sitten, Gebräuchen und Vergnügungen desselben einen wahren Begriff zu erhalten. Schon ehe ich diesen Kanton betretten hatte, war es, wie Sie wissen, meine angenehmste Erhohlung, solche Schriften über die Schweiz nachzuschlagen, die mir auch über diese Gegenstände eine richtige Idee beibrächten. Größtentheils

theils wurde den Appenzellern von Seiten der Moralität, Unschuld und Reinheit der Sitten das beste Lob beigelegt. Herr Affsprung, der im Jahr 1783 durch einige Kantone der freien Eidgenossenschaft eine Reise unternommen hatte, fand nichts als Einfalt der Sitten, Rechtschaffenheit, Biederkeit und Geradheit unter den Appenzellern, und erhob ihre Regierungsverfassung mit den grössesten Lobsprüchen bis in den dritten Himmel. Herr Ebel einer der neusten und besten Reisebeschreiber über die Schweiz, der sich auch wegen seiner Verdienste um dies Land in geographischer Hinsicht, das helvetische Bürgerrecht erwarb, ward ganz von dem Charakter der Appenzeller, von ihrer Naivetät und Redlichkeit hingerissen, so daß er es keinesweges ungerügt lassen konnte, daß Herr Hofrath Meiners dieß und jene getadelt und manchen Flekken aufgedekt hatte. Auch ich trat mit dem besten Vorurtheil in diese Alpthäler, und hoffte die Bewohner derselben gleichsam im Stande der Unschuld, in einer bessern Welt zu treffen; — aber ich fand auch hier die unvollkommene sublunarische Welt; und kämen jene Panegyristen jezt wieder zurük, sie würden ihre Saiten gewaltig herabstimmen! Die französische Staatsumwälzung, die die edlen Schweizer als ein Ereigniß der Zeit betrachteten, wodurch sie noch freier und unabhängiger, als sie bisher waren, werden könnten, drang mit allen ihren unübersehbaren Folgen in die stillen Thäler der Eidgenossenschaft, die fran-

zö-

zösische Höflichkeit und Feinheit, ein Heer ausländischer Laster, Untugenden und Verdorbenheiten fanden in den Palästen der Reichen und in den Hütten der Armen mehr oder weniger Eingang, und der lange Aufenthalt fremder Kriegstruppen, die innere Zwistigkeit und Uneinigkeit der Bewohner des Landes unter sich, stürzten Unschuld und Tugend, Moralität und Einfalt vom Throne, und raubten dadurch auch den Berg = und Thalbewohnern von Appenzell ihr bestes Kleinod. Wenigstens fand ich bei meinem aufmerksamen anhaltenden Forschen nach Wahrheit, das nicht mehr, was viele gerühmt, gepriesen und besungen hatten.

So ist zum Beispiel der freie Umgang zwischen Jünglingen und Mädchen zu weit ausgedehnt, und um der üblen Folgen willen gefährlich. Denn an sogenannten Trinksonntagen *), an Jahrmärkten, Kirchweihen und bei andern Gelegenheiten, treffen sie sich in den Wirthshäusern, wo beim Gesang der Schweizerlieder, bei fröhlichem Jauchzen, das

*) Die Regierung von Appenzell hat dem ledigen Volke das gesellschaftliche Weintrinken in den Wirthshäusern untersagt, und nur an 4 Sonntagen im Jahr beiden Geschlechtern die Erlaubniß ertheilt, in die Wirthshäuser zu gehen und sich des Weins zu bedienen, solche Tage werden überall mit dem Namen Trinksonntage benannt.

das Weinglas ertönet, und Freundschafts= und Liebesbande geschlossen werden. Hat der Jüngling an einem solchen Tage eine Schöne lieb gewonnen, so begleitet er sie bei anbrechendem Abend in ihre Wohnung, und ist er eben so den Aeltern wie der Tochter anständig, so hat er sich eine gute freundliche Aufnahme zu versprechen. Der Anstand und die Landessitte erfordert es, daß die junge Dirne des Hauses ihren Geliebten mit Wein bedient und als einen angenehmen Gast freundlich bewirthet. Während nun die Aeltern sich zur Ruhe begeben, durchkosen sie in stiller Eintracht die nächtlichen Stunden, und pflegen beide bis der Hahn den Morgen ankündiget der süssen, holden Liebe, wo dann der Jüngling das Haus seines Mädchens verlässt und unter Jauchzen und Singen wieder in seine väterliche Wohnung eilt. Die Regeln der Sittsamkeit erfordern es, daß die Liebenden die Nacht hindurch die Leuchte nicht verlöschen, und nur diejenigen, die es auf einen höhern verbotenen Genuß der Liebe abgesehen haben, verlöschen die Lampe und wählen die schwarzen Schatten der Finsterniß, die ihre Handlungen verdekt, und die Röthe ihrer Wangen verbirgt. Waren die Aeltern des Mädchens mit der Wahl ihrer Tochter zufrieden, so geben sie ihr die Erlaubniß, den Geliebten ihres Herzens noch ferner im Hause einführen zu dürfen oder wünscht das Mädchen selbst diese Bekanntschaft fortzusezzen, so werden nach 14 Tagen in der Sonntags=

tagsnacht diese Zusammenkünfte fortgesezt. Widrigenfalls läßt sie ihm mit wenigen Worten sagen, oder giebt es ihm auch wohl selbst zu verstehen, daß er sich in Zukunft nicht ferner bemühen möge. Der Appenzeller nennt ein solches Rendezvous: zur Spiene gehen, und den Liebhaber: den Spienebub. Oft wird eine solche Bekanntschaft viele Jahre lang fortgesezt, und weder Aeltern noch Nachbarn ist es befremdend, daß ihr Sohn oder Tochter ganze Nächte durch der Liebe pflegt, sondern jedermann billiget diese Sitte, und niemand findet etwas Unschikliches oder Auffallendes dabei, weil Vater und Großvater dieselbe auch beobachtet, und auf solche Weise die Bekanntschaft der nachherigen Hausmutter gemacht haben, besonders da auch die Gesezze kein ausdrükliches Verbot dagegen enthalten. Es ist diese Sitte die nähmliche, welche im Kanton Bern unter dem Namen Kiltgang gewöhnlich ist, wo die Liebhaber in der Mitternachtstunde die Leiter an das Haus der Geliebten lehnen, hinaufsteigen und mit bittenden Worten um Einlaß in das Schlafgemach des Mädchens ansuchen.

Ob nun schon weder der Jüngling noch die Jungfrau bei dieser nächtlichen Zusammenkunft ihre Kleider ablegen, so gehört doch in der That ein grosser Grad von Enthaltsamkeit dazu, in stiller mitternächtlicher Einsamkeit, Arm in Arm, wenn schmiegend sich Busen an Busen gesellet, und der Wein den Kopf benebelt — die Schranken der Sittsamkeit nicht zu überschrei-

schreiten, und auf andre Gedanken zu kommen! Vielmehr dächte ich, wäre dieß eine Veranlassung, wo die Tugend manches enthaltsamen Jünglings und einer sittsamen Jungfrau, könnte aufs Eis geführet werden. Und ohne jezt aus dieser landesüblichen Gewohnhet falsche Folgerungen zu ziehen, oder es nur zu wagen, die Liebenden zu belauschen, so kann ich doch nicht anders glauben, nach dem alten Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe, als daß eine solche Gewohnheit zu vielen Lastern und Ausschweifungen, Veranlassung geben, und oft schlimme Folgen haben müsse.

Folgende Anekdote, die sich vor einigen Jahren hier zutrug, und die ich aus dem Munde eines würdigen Predigers in diesem Lande, den ich als meinem Freund verehre, erhalten habe, darf ich Ihnen nicht vorenthalten. Ein junger Appenzeller, der mehrere Jahre lang unter den helvetischen Truppen als Soldat gedient hatte, kehrt wieder in seine väterliche Heimath zurük, um sich den Geschäften seines Vaters zu widmen. Einst spaziert er an einem schönen Sommertage vor einer grossen Heumette vorbei, wo eben die Landleute mit Einsammlung des dürren Heues beschäftiget waren. Er bemerkt unter ihnen ein schönes Mädchen, geht näher, lässt sich mit ihr in eine Unterhaltung ein, und bittet um Erlaubniß, an ihren Beschäftigungen Antheil nehmen zu dürfen, die ihm auch sogleich gern gestattet wird. Die Dirne gefällt ihm, und er er-

sucht

sucht sie, sie in ihre väterliche Wohnung begleiten, und die Nacht bei ihr zubringen zu dürfen, was die Aeltern ebenfalls, da die jungen Leute darüber einig waren, auch gestatteten. Ihre Freundschaft und Vertraulichkeit geht schon in der ersten Nacht so weit, daß er um ihre Hand wirbt, und sie zur Gattin begehrt, wogegen der Vater und die Mutter des Mädchens nichts einwendeten, weil der junge Mensch von guten Aeltern war, und einst etwas Vermögen zu hoffen hatte. Da ihm nun an der baldigen Vollziehung der Ehe viel gelegen war, so bewegt er die junge Braut, sich sogleich in ihre Geburtsgemeinde zu begeben, und von ihrem Pfarrer den Tauf- und Copulationsschein einzuholen, wozu sie sich auch schon am zweiten Tage ihrer Bekanntschaft versteht. Er verweilt unterdessen in der Wohnung der Geliebten und harrt mit Sehnsucht ihrer baldigen Rükkehr. Der Abend bricht an, die Schatten verlängern sich und die Strahlen der untergehenden Sonne brechen sich purpurroth an dem nahen Alpstein. Unter dem Schatten des nahen Kirschenbaumes am Eingang der Hütte sizt er und spricht mit der Schwester seiner Geliebten von ihrer baldigen Rükkunft. Sie kosen und schwazzen mancherlei, und das Mädchen gefällt ihm nicht übel, er findet sie sogar schön, und immer reizender, so daß er bei verzögerter Rükkehr der Braut den Abend vergnügt und heiter mit ihr zubringt, und am Ende die Geliebte und ihre Zurükkunft ver-

gifft. Die späte Abendstunde schlägt, und alle gehen nach und nach zur Ruhe; nur er und die zweite Tochter und zweite Geliebte des Hauses bleiben zurük, sie verlieren sich in süssen Gesprächen und tändelnden Vergnügungen, und legen sich müde von den Geschäften des Tages in die zur Seite der Stube befindliche Gutsche *) und — caetera quis nescit, — schlafen ein!

Endlich in später Nacht langt die hoffnungsvolle Braut aus der fast drei Stunden weit entfernten Geburtsgemeinde müde und abgemattet in dem väterlichen Hause an; das gute Mädchen hatte sich am Abend verirrt und des Weges unkundig von der Nacht übereilt — hatte sie sich länger versäumt als sie erwartete. Aber wie groß war ihr Erstaunen, ihre Betrübniß, ihr Schrekken, als sie ihren Geliebten, treulos in den Armen ihrer Schwester schlafend erblikte. Ach! sie hatte gewünscht, den Geliebten nun zu umarmen, der sehnsuchtsvoll auf ihre zögernde Rükkehr würde gehofft haben, und statt des-

*) In einer jeden appenzeller Wohnstube bemerkt man ein schmales Stubenbett, welches wie in einem Wandschrank zur Seite der Stube befindlich ist, auf welchem der Hausvater nach geendeten Stallgeschäften ausruht, oder auch täglich sein Mittagschläfchen hält, man nannte es eine Gutsche, wenn anders dieß Wort richtig geschrieben ist.

dessen erblikt sie den Untreuen in den buhlerischen Armen einer andern. Sie wekt ihn auf, stellt ihm seine schändliche Handlung, seine Veränderlichkeit, seine Treulosigkeit vor Augen, wirft ihm den Schein zu Füssen, und überlässt sich den Thränen, da sie sich so schändlich getäuscht sieht. Im Schlafe sowohl als in der Betäubung, weiß er nichts zu seiner Entschuldigung anzubringen, als daß er geglaubt habe, ihre Gesinnungen hätten sich geändert, und sie wolle lieber gar nicht mehr zurükkehren, darum habe auch er sich für berechtiget gefunden, andre Maaßregeln zu ergreiffen. Doch suchte er die Gekränkte wieder zu besänftigen, und bittet wegen des Vergangenen um Verzeihung; die beleidigte Braut kann aber den Wankelmuth ihres Geliebten keinesweges verschmerzen, noch hoffen in ihm einst einen treuen Ehemann zu finden, vergiebt ihm zwar das angethanene Unrecht, mag aber nunmehr keinesweges vor den Traualtar tretten, sondern sagt sich aller Verbindlichkeit von ihm los. Er nimmt nun den Copulationsschein, verändert den Nahmen und das Geburtsjahr, und sezt statt dessen den der zweiten Geliebten hin, begiebt sich zu einem entfernten Prediger und will sich mit der andern Schwester kopuliren lassen. Der Pfarrer bemerkt hier eine Unrichtigkeit, und eine doppelte, ihm verdächtig scheinende Handschrift, fragt ihn um die Ursache, und verweigert ihm die Copulation, da er keine befriedigende glaubwürdige Antwort erhält. Doch lässt er

sich noch endlich mit der Bedingung dazu bereden, daß der Bräutigam nochmals in die Geburtsgemeinde seiner Braut sich begeben, und vor dem kommenden Sonntag einen echten Schein zurükbringen möchte, welche Bedingung er aber nicht einzugehen für gut fand, sondern mit seinen Scheinen einen andern Prediger aufsuchte, der seinen Wünschen entsprechen möchte. Ob er dieselben bald erreicht habe, konnte mir mein Freund nicht melden.

Diese gewiß wahre Geschichte beweiset, welche Früchte die sonderbare Sitte des nächtlichen einsamen Wachens lediger Personen erzeuge, und mit welchem Leichtsinn oft junge Leute hier in den ehelichen Stand tretten. Daher lebt aber auch ein grosser Theil derselben so lange in einer genauen Verbindung, und tritt nicht eher in das eheliche Leben ein, bis dieselben aus gewissen Ursachen gemeiniglich um die Ehre des Mädchens zu retten, dazu gezwungen ist. Denn sobald ein Paar Personen ihre Eheverbindung bei ihrem Prediger anzeigen, so hat er die Verbindlichkeit dieselben zu befragen, ob sie sich nicht mit frühem Beischlaf vergangen haben, und an dem Ehrentag (Dienstag) Hochzeit halten dürfen. Gestehen sie denselben ein, so wird der Bräutigam blos um 4 fl. gestraft, muß aber an einem Mittwoch ohne Gesang und hochzeitlichen Zug in der Kirche und zwar in seiner Gemeinde sich ehelich einsegnen lassen; läugnen sie aber den frühen Beischlaf ab, und lassen sich am Dienstag trauen,

so

so wird der neue Ehemann, dessen Unwahrheit bald an den Tag kommt, um 18 fl. gestraft. Nicht selten tritt der Fall ein, daß ein Mädchen sich schwanger befindet, aber ihren Geliebten nicht zum Geständnis seines Vergehens bringen kann, der entweder um der Schande, oder einer zu frühzeitigen Copulation zu entgehen, allerlei nichtige Entschuldigungen vorwendet, um sich aus der Verlegenheit zu reissen. In solchen Fällen beschikt der Pfarrer des klagenden Theils beide Personen vor die Ehegaumer (siehe Brief 9.), das heist vor die Vorsteher und den Ortspfarrer, um durch nachdrükliche Vorstellungen den Ankläger zum Geständnis zu bringen; Gestehet er seine Handlung und will aber die entehrte Person nicht ehelichen, so wird er um 10 fl. und sie um 8 fl. gestraft; auch muß der Vater noch überdies zur Erziehung und Beköstigung des Kindes mehrere Jahre lang der Mutter etwas Gewisses abreichen. Gestehet er aber vor dem niedern Sittengericht, vor den Ehegaumern, seine That nicht ein, so werden in Appenzell A. R. beide Personen nach Trogen ins Gefängnis gesezt. Ist nun diese veränderte Lage nicht vermögend den rechten Vater ans Tageslicht zu bringen, so werden sie anfänglich mit Wasser und Brod gedemüthiget, und wenn dann auch dieß Mittel nichts fruchtet, so wird allmählig zur Folter geschritten, und das Geständnis endlich erzwungen, jedoch so, daß man vorzüglich den schuldigen Theil, den man aus den vorhergegangenen Verhören schon mit vieler

ler Wahrscheinlichkeit bezeichnen kann, strenger als den glaublich unschuldigen züchtiget; welche Peinigungen aber bei Mordthaten oder ähnlichen grossen Vergehungen häufiger als bei jenen Fällen angewandt werden. Diese Strafen sollen bisweilen sehr ausgesucht, und je nachdem der Angeklagte robust und von starkem Körperbau ist oder nicht, sehr schmerzhaft seyn. Bei einem Mörder, der durch die Tortur zum Geständnis seiner bösen That gezwungen wurde, wandte man einst vor mehreren Jahren den brennenden Schwefel, den man ihm unter die Nase hielt, mit dem besten Erfolge an. Doch ich wende mich von diesem leztern Gegenstand wieder ab, und überlasse Ihrer Einsicht die Entscheidung, ob solche Zwangsmittel zwekmässig seyen oder nicht.

Eine ähnliche, der guten Ordnung und Sittsamkeit für junge Leute eben so gefährliche und nachtheilige Zusammenkunft, wie die oben erwähnte, ist die sogenannte Ummeritede *), die in den langen Winterabenden in abgelegenen Wohnungen veranstaltet wird. Junge Personen beiderlei Geschlechts kommen hier zum grössesten Nachtheil der Zucht und Ehrbarkeit zusammen, um unter der Maske

*) Das Wort Ummeritede, umrieten, kömmt her von herumreiten, welches hier von jungen Leuten gesagt wird, die bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften sich auf eine ausschweifende und ausgelassene Weise lustig machen.

ke der Arbeitsamkeit mit Spinnen und Spulen die Abende hinzubringen, unnüzze Gespräche zu führen, der Moralität entgegen laufende Spiele zu treiben, und sich allerlei Ausschweifungen zu erlauben. Rechtschaffene Aeltern verbieten ihren Kindern solche nächtliche Zusammenkünfte, die gemeiniglich nur von leichtsinnigen und liederlichen Personen beiderlei Geschlechts besucht werden. Man rühmt aber auch in dieser Rüksicht die Aufmerksamkeit der Landesobrigkeit in A. R., deren Bestreben „Ordnung und Sittlichkeit zu erhalten" sich in solchen und ähnlichen Dingen sehr lebhaft zeigt, da der Hausbesizzer, der solche Unordnungen und verderbliche Gesellschaften bei sich gestattet, um 2 fl. und nach Beschaffenheit der dabei vorkommenden Umstände noch höher gestraft wird.

Ein trauriger und niederschlagender Beweis, wie sehr in vielen Familien dieses Landes die kindliche Liebe gegen Aeltern erkaltet und abnimmt, ist: daß viele ledige Söhne und Mädchen oft, sobald sie zum erstenmal zum heil. Nachtmahl gegangen sind, ihre Aeltern verlassen, aller Verbindlichkeit ihnen beizustehen entsagen, und eine alleinige Wirthschaft anfangen. Nicht selten trift man also in einer einzigen Stube drei bis vier Parteien, wo der Sohn und die Tochter jedes für sich, und Vater und Mutter ebenfalls eine besondere Haushaltung führen. Wie groß die Nachtheile sind, die aus dieser üblen Gewohnheit zu befürchten sind, kann man schon daraus wahrnehmen, daß die Obrigkeit eine eigene

Ver=

Verordnung deshalb ergehen ließ, in welcher den ledigen jungen Leuten eingeschärft wird: sich von ihren Aeltern nicht eigenmächtig zu trennen, sondern denselben zu Bestreitung der gesammten Haushaltungs-Bedürfnisse alle mögliche Beihülfe und Unterstüzzung zu leisten, auch ohne Wissen und Bewilligung derselben nicht abgesondert zu wohnen, noch in einen Dienst zu gehen, bei Strafe von 5 fl. im Uebertrettungsfalle. — Auch dieß ist wieder ein trauriges Ueberbleibsel aus den Revolutionszeiten, welche auf die Kinderzucht die unangenehmsten Wirkungen hatte. Und ich kann unmöglich diesen Umstand berühren, ohne nicht einen abermaligen Blik auf jenen folgenreichen Zeitpunkt zu werfen; denn so wie Leiden und Widerwärtigkeiten eine Schule des Gebets sind, so hätte man erwarten sollen, daß auch jene Staatsumwälzung das Volk hätte eingezogener, gesitteter, häuslicher und sparsamer machen sollen. Aber sie hatte vielmehr die entgegengesezten schlimmen Wirkungen, und wurde eine Schule vieler Ausschweifungen und Laster aller Art, gleichsam als wenn die Familien durch dieselbe reicher und glüklicher geworden wären; und es zeigte sich in der Folge selbst unter dem Mittelstande mehr Aufgang in den Haushaltungen, mehr Hoffarth in Kleidern, mehr Verschwendung in Belustigungen, als je. Statt daß die Sitten reiner und edler, die Lebensart eingezogener und stiller, die Vergnügungen einfacher und häuslicher, und die Kinderzucht

streu-

strenger und ernstlicher geworden wäre, wurden die Sitten vielmehr schlechter, die Vergnügungen ausgelassener, die Lebensart kostspieliger und die Kinderzucht verdorbener. Und mit Misvergnügen vernahm ich von manchem Vater die gerechte Klage: daß liebreiche Ermahnungen und väterliche Vorstellungen an Kinder bei Weitem nicht mehr den Eingang in die Herzen derselben finden wollen, als ehedem, da diese sogleich ihnen den Gehorsam aufkündigen, und sich aus dem väterlichen Hause zu entfernen drohen, sobald Aeltern nicht ihren Willen erfüllen.

Ich will es jezt versuchen, einige schwache Charakterzüge von dieser ganz eigenen Nation zu entwerfen, und diejenigen Bemerkungen Ihnen mittheilen, die ich nach einem mehrere Wochen langen Aufenthalte zu machen Gelegenheit hatte. Der Appenzeller ist verschlagen und listig, aber arbeitsam und industriös, auch zu mechanischen Erfindungen aufgelegt und geschikt. Im Umgang dienstfertig, obgleich nicht immer am höflichsten, gegen Fremde neugierig, und in entfernten Thälern und Berghöhen, vorzüglich redlich und aufrichtig, stets von guter Laune, und bei seinen Geschäften munter und fröhlich. Seine Heiterkeit und Fröhlichkeit zeigt er bei jeder Gelegenheit durch jauchzende Töne und muntere Gesänge. Gegen Unbekannte, besonders Reisende stellt er sich oft einfältig und ungeschikt, und wenn man ihn zum Besten haben will, so fertigt

tigt er oft seinen Gegner, sobald er seine Zeit ersieht, mit einem feinen und oft treffenden Wiz ab; denn er ist wirklich wizzig und hat viele drollige Einfälle. Er liebt das Alte, und scheuet alle Neuerungen im Politischen sowohl als Religiösen, und schäzt und ehrt die alten Gewohnheiten und Sitten seiner Väter und Großväter, als heilige Gebräuche blindlings, so daß manche wohlthätige Verbesserung und Einrichtung unterbleibt, und aus keinem anderen Grunde oft verworfen wird, als weil die in Gott ruhenden Vorfahren bei dieser oder jener alten Gewohnheit sich auch wohl und gesund befanden. Ja er fliehet jede bessere Einrichtung und zwekmässige Verbesserung, auch wenn das Alte nur alte Unordnung und das Neue bessere Ordnung wäre.

Doch läßt er sich durch vernünftige Vorstellungen gewinnen und mit Liebe zu guten Unternehmungen leiten; mit Gewalt aber lässt sich wenig Erspriesliches bei ihm erreichen oder erzwingen, indem er hartnäkkig bei seiner Meinung bleibt, und im Ausbruch der Wuth und des Zorns auch den Angesehensten seines Landes nicht fürchtet. Nichts liebt er mehr und anhänglicher als sein Vaterland und seine freie Verfassung, daher oft das Heimweh, welches im Allgemeinen allen Schweizern beigelegt wird, dem Appenzeller ganz besonders eigen ist. Es quält ihn so stark, daß er oft die heftigste Gemüthskrankheit erduldet, wenn er sein Vaterland auf eine Zeitlang verlassen muß. Man hat viele Beispiele,

daß

daß Jünglinge, die in den Kriegsdienst fremder Mächte nach Italien oder Frankreich zogen, wo ihnen die baldige Hoffnung, ihren Alpstein wieder zu sehen benommen war, sich in bange Schwermuth, oft in tiefe Melancholie verloren, und bisweilen am Ende sogar ein Raub des Todes wurden. Der Appenzeller ist fruchtbar im Kinderzeugen, und tritt gemeiniglich sehr frühzeitig in den Ehestand. Er liebt die Reinlichkeit und Ordnung sowohl an seinem Körper, als in Geschäften und Wohnungen. Das weibliche Geschlecht liebt den Staat und die Kleiderpracht, und zeichnet sich durch eine geschmakvolle Kleidung, die mehrentheils aus weisser Musseline besteht, von seinen Nachbarinnen sehr merklich aus. Die alte landesübliche Tracht desselben kommt immer mehr und mehr ab, und wird von Jahr zu Jahr weniger gesehen.

Vier und zwanzigster Brief.

Inhalt.

Spiele und Lieblingsbeschäftigungen der Appenzeller; ihre Vorliebe zur Musik, besonders zum Gesang; Gymnastische Uebungen. Ein geistliches Drama; Mundart; ein Beitrag zu einem Schweizer Idiotikon.

Gaiß im August.

Seit wenigen Tagen habe ich nun meine Schottenkur glüklich beendiget, die Schottengäste haben sich so ziemlich wieder verlohren, und eilen ihrer Heimath zu, nur ich und einige Wenige verweilen noch in der hiesigen Gegend einige Tage länger, um auch einige entfernte Merkwürdigkeiten und Naturschönheiten dieses gebirgigten Landes betrachten zu können. Doch sehe ich meinem in wenig Tagen erfolgendem Abschied von hier entgegen, daher dieß ohnstreitig der lezte Brief ist, den Sie aus dem Appenzeller Lande von mir erhalten werden. Heute gedenke ich Ihnen noch einige Bemerkungen über die

Lieblingsbeschäftigungen und Unterhaltungen dieser Landesbewohner beifügen zu können.

Ich bemerkte unter ihnen eine grosse Liebhaberei für die Musik, besonders für den Gesang, und nicht selten tönte in einer schönen mondehellen Nacht meinen Ohren ein liebliches Schweizerlied entgegen, wenn ich an Freundeshand von einem Spaziergang wieder zurükkehrte. An einer Landesgemeinde, als an einem Tage an welchem Alles sich freuet und belustiget, wandelt die Appenzeller Jugend gruppenweis durch die Strassen, und singet Hand in Hand alte Schweizerlieder, die zwar freilich auf die gegenwärtigen Zeitumstände nicht mehr ganz passend sind, jedoch als ein angenehmer Nachhall der Vergangenheit häufig ertönen; denn der Appenzeller ist stolz auf seine Freiheit, ob sie gleich nur noch dem Nahmen nach vorhanden und ein blosses Schattenbild der vergangenen Zeiten ist. Daher sie der Nüsse gleicht, aus dessen Innerem ein gefrässiger Wurm den Kern herausgenagt hat. Gleichwohl erschallen an solchen Tagen und bei frohen freundschaftlichen Zusammenkünften aus Lavaters Sammlung von Schweizerliedern die schönsten Freiheitsgesänge, die mich oft auf das angenehmste ergözten. Am häufigsten vernahm ich den Wilhelm Tell, und folgendes republikanische Trinklied, davon ich mir einige Verse zu verschaffen gesucht, die ich Ihnen hier beifüge.

1.

In guter Eintracht sind wir hier,
Wir Bürger, Freunde, Brüder!
Aus einem Becher trinken wir,
Und singen Schweizerlieder!
Wir **bringen** *) uns in freier Ruh
Gesundheit und Vergnügen zu:
Lebt, liebe Brüder, lebet

2.

Gut ist der Landwein, hell und frisch,
Macht fröhlich Aug' und Herzen,
Und hilft uns jezt am Bürgertisch
Republikanisch scherzen,
Schenkt, Brüder! keinen fremden Wein
Auf unsrer Stadt (Zürich) Gesundheit ein;
Der Stadt an Traubenbergen!

3.

Und den, der — auch vom Zürcherwein —
Berauscht fängt an zu zanken,
Und trinkt bis in den Tag hinein,
Bis Haupt und Kniee schwanken.
Mit Stühlen poltert, Gläser bricht;
Und geil vor keuschen Ohren spricht;
Den treffe Spott und Schande!

4.

*) Dieß ist der eigentliche hier gebräuchliche Ausdruck beim Gesundheit trinken, daher man allemal spricht: Ich bring' Dir's. —

4.

Des Weines mässiger Genuß
Entflammt kein wildes Feuer;
Die Nüchternheit, nicht Ueberfluß,
Macht freie Seelen freier!
Hier sizzen wir recht brüderlich!
Der wend' aus unserer Mitte sich,
Der Fried und Ordnung störet!

5.

Der geh' uns aus dem Angesicht,
Der nur der Freiheit heuchelt!
Der trinke mit uns Freien nicht,
Der reichen Sclaven schmeichelt!
Wie glüklich sind wir Brüder doch,
Daß wir befreit von jedem Joch,
Zum Wohl des Landes trinken!

6.

Wir seyen arm, wir seyen reich,
Der Grosse wie der Kleine
Sind Brüder, sind sich alle gleich,
Der Edle, der Gemeine!
Uns bindet all' ein heilig Band;
Wir leben nur fürs Vaterland;
Das Vaterland soll leben!

J. C. Lavater.

Der Gesang wird hier so geschäzt und für etwas so Nüzliches gehalten, daß das Kind schon in

der Schule dazu angehalten und aufgemuntert, und deßhalb kein Schulmeister angenommen wird, der nicht musikalische Kenntnisse besizt und im Gesang Unterricht ertheilen kann. Wenn daher der langweilige Winter die Vergnügungen in der freien Natur unterbricht, und gesellschaftliche Unterhaltungen in den warmen Stuben gesucht werden, so vereinigen sich in mehreren reformirten Gemeinden die jungen Leute beiderlei Geschlechts, um durch allerlei geistliche Gesänge aus den Liedersammlungen eines Bachhofen und Schmiedlein sich mehrere Stunden lang mit einander zu erfreuen, und so die Sonntagsabende auf eine nüzliche Weise hinzubringen. Sonderbar und auffallend war mir gleichwohl der Umstand, daß der Appenzeller bei seiner anerkannten Liebhaberei für die Musik dennoch keine Orgeln in den Kirchen dulden mag, dergleichen musikalische Instrumente, die doch, wie bekannt, den Gesang so schön erheben, nur in zwei reformirten Kirchen (siehe den 11ten Brief) angetroffen werden; und doch findet man gewiß in allen Gemeinden, und bei vielen Privatpersonen auf dem Lande Positive, die gemeiniglich an den Sonntagen nach geendeter Gottesverehrung von Alt und Jung gespielt und mit Vokalmusik aus den Lobwaßerschen Psalmen oder andern alten Dichtern begleitet werden. Nur ist es Schade, daß ihr Gesang, besonders beim öffentlichen Gottesdienst, so schleppend, monotonisch und langsam geht, daß einem Fremden bald angst und bange dabei wird.

Eine

Eine andre Lieblingsbeschäftigung des männlichen Geschlechts ist das Ziel = oder Scheibenschiessen, welches hier sehr fleissig getrieben, und schon von den ältesten Zeiten her geübt wurde. In allen Gemeinden giebts Liebhaber für diese Art von Vergnügungen; diese bilden gleichsam eine eigene Innung und benuzzen jede Gelegenheit sich zu belustigen. Dergleichen sind besonders hochzeitliche Feste. Jeder Bräutigam, der nur einiges Vermögen besizt, wird aufgefordert in die Kasse derselben einen Beitrag zu geben, der besonders bei angesehenen Hochzeiten von Bedeutung ist, und oft in zwei bis drei Louisd'or bestehet. Oft werden bei einem solchen Anlaß die Schüzzen aus andern Gemeinden, ja oft sogar aus benachbarten Kantonen, eingeladen, und ein junger schöner Stier oder einige fette Schafe ausgesezt, die den besten Schüzzen zu Theil werden. Da aber solche Zusammenkünfte zugleich Anlaß zu allerlei Ausschweifungen, Unsittlichkeiten und Unordnungen geben, so fand es die Landesregierung dieses Kantons für nothwendig, die Verordnung ergehen zu lassen, daß man keine fremden Schüzzen aus andern Gemeinden mehr einlade, es wäre denn ein hochzeitlicher Anlaß, dann sollte es gestattet seyn, daß die Schüzzen aus der Gemeinde der Braut in die des Bräutigams eingeladen werden möchten.

Auch gymnastische Uebungen, obgleich ohne Lehrbücher und Muster, finden hier und besonders in Appenzell I. R. grossen Beifall, wo sich die Jugend

vorzüglich mit Steinstossen in müssigen Stunden sehr gern beschäftiget, und es durch stete Uebung darin so weit gebracht hat, daß es Jünglinge giebt, die Steine von 150—180 Pfunden mit leichter Mühe in die Höhe heben und eine Strekke weit von sich werfen. Auf den Märkten von Appenzell und an andern Orten tretten sie oft mit ihrer Kunst auf, und derjenige trägt den Preis davon, welcher den grössesten Stein am weitesten werfen kann. Als im Monat August des vorigen Jahres eine Gesellschaft im Kanton Bern zu Interlaken ein Alpenhirtenfest feierte, und dazu alle schweizerische Alpenhirten einlud, welche in irgend einer gymnastischen Kunst ihre Fertigkeit zeigen möchten, so fanden sich auch aus dem Kanton Appenzell J. R. einige rüstige, hochgewachsene, breitschultrige Jünglinge ein, die in der Kunst des Steinstossens nach ihrer Landesart ihre Geschiklichkeit zeigten. Sie nahmen einen länglich runden Kiesel, der 184 Pfund wog, auf ihre linke Schulter, hielten denselben eine Zeitlang über ihr Haupt empor, und stiessen den Stein gewaltig, mehr als sie ihn warfen, mit unbegreiflicher Leichtigkeit zehn Schritt weit vor sich hin, ohne dabei ein, als Schranken, hart vorstehendes Fallbrett mit einem Fuß zu berühren, geschweige selbst aus dem Gleichgewichte zu kommen, oder mit den Füssen irgend eine nachhelfende Bewegung zu machen.

Eine andre Art hier gebräuchlicher Spiele ist das sogenannte Thalerschiessen, welches in der

frei-

freien Natur sehr häufig gespielt wird. Man macht eine kleine Vertiefung in die Erde, die Spielenden tretten 8 — 10 Schritte davon entfernt, und jeder bemühet sich mit seinem Thaler, (denn davon hat dieß Spiel den Nahmen) in das Loch zu werfen, wer seinen Zwek erreicht, oder am nächsten daran kommt, erhält den ausgesezten Preis. Dieß einfache natürliche Spiel wird von Kindern und Erwachsenen hier sehr häufig getrieben, aber auch zugleich, so wie das Kegelschieben, so leidenschaftlich geliebt, daß mancher in diesen beiden Unterhaltungen oft ansehnliche Summen Geldes verlohren hat; daher auch die Regierung dieß lezte Spiel sehr eingeschränkt, und überhaupt alle Geldspiele, auch wenn es nur um Heller und Pfennige gieng, (so wie alle Wetten) bei 2 fl. Strafe verboten hat.

Sizzende Spiele ohne Bewegung des Körpers in den Stuben liebt der Appenzeller nicht, daher er auch für das Kartenspiel keinen sonderlichen Geschmak hat. Ich sah überhaupt während meines Aufenthaltes unter diesem Bergvolke diese zeittödende Beschäftigung nie, und es scheint daher, daß sie nur selten oder vielleicht gar nicht auf dem Lande gebräuchlich ist. Weit mehr hingegen liebt er den gesellschaftlichen Tanz, und er achtet es nicht, auch an einem warmen Sommertage ein paar Stunden herumzuspringen, wovon man sich in den hiesigen Bädern zu J. R. viel und häufig überzeugen kann. Aber auch dieses Vergnügen hat die Regierung von

A. R. ihren Söhnen und Töchtern gar sehr abgeschnitten, denn nur an den Nachtagen der Musterungen und unter der gutfindenden Einschränkung der Vorgesezten einer Gemeinde, ist es, jedoch nicht länger als bis 9 Uhr Abends, erlaubt ein Tänzchen zu machen. Im Uebertretungsfall wird jeder Tänzer um 4 fl. und der Wirth um 8 fl. gestraft. — Da möcht ich kein Appenzeller seyn!

Theatralische Spiele sind im ganzen Kanton verboten, daher auch die Comödianten, Taschenspieler, Marktschreier und dergleichen Leute (S. 9ter Brief) nirgends geduldet werden. Vor der Revolution fand dieses Verbot in allen Kantonen statt, nachher aber wurden die Schweizer aufgeklärter, denn mehrere derselben riefen die Schauspieler herbei, und manche Stadt hatte nicht an einer Truppe genug, sie muste deren mehrere haben, obgleich die Prediger dagegen eiferten, und sich auf den Kanzeln mit Kräften dagegen sezten, als gegen ein Spiel, das sie eines Theils des Wohlstandes halben nicht selbst besuchen durften, und von dem sie andern Theils die traurigsten Folgen in prophetischem Geiste voraus sahen; doch verhallte gleich einem tönenden Aerz oder einer klingenden Schelle ihre Stimme in der Wüste, und Niemand achtete darauf. Hatten aber etwa die Leute nach der französischen Staatsumwälzung in der Schweiz mehr Geld als vorher? Wahrscheinlich; denn die Handlung erhob sich ja in der Folge zu einem solchen Flor, daß bald eben so viel

Mus-

Mussellin = und Baumwolltuchweber als Tücher existirten! Oder warum rief man nach der Revolution die Comödianten herbei? Ohne Zweifel weil das Sittenverderbnis so sehr über Hand genommen hatte, daß sich die Prediger nicht mehr im Stande sahen, Ordnung und Sittsamkeit zu handhaben, so lud man die weltlichen Acteurs ein, um durch ihr Spiel der gesunkenen Moralität wieder aufzuhelfen, die dann auch Alles anwandten, um die Erwartung der Schweizer zu erfüllen, und deshalb ihr Lustspiel oft so tragisch darstellten, daß die Zuschauer bisweilen Ach und Weh seufzten, und mit Wehmuth des Herzens erfüllt das Schauspielhaus verliessen. In dem Appenzeller Lande ist den Comödianten also der Zugang in den Kanton gleichsam verzäunet; da aber zu St. Gallen fast alle Jahre eine teutsche Truppe ankommt, so weiß man sich schon zu entschädigen, so wie man überhaupt die Kunst hie und da versteht, das Gesez zu hintergehen, und ein Loch hindurch zu machen. Der Tänzer geht in einen benachbarten Ort ausser dem Kanton Appenzell, um seine verbotene Lust zu büssen, und wer gern an einem Sonn = oder Festtag eine partie de plaisir über Land machen und fahren möchte, lässt vor dem Dorfe einspannen, sezt sich erst entfernt von seinem Wohnorte auf, und so hilft sich jeder bei den strengen Maasregeln, die die Regierung getroffen hat, um die alten Sitten und Gewohnheiten mit Macht wieder in Gang zu bringen, so gut er kann.

Findet man also gleich keine Schauspiele in dem Kanton, so muß ich doch hier eines geistlichen Drama's erwähnen, welches alljährlich in dem Flekken Appenzell am Sonntage Palmarum aufgeführt, und als eine Farce dem Volke gegeben wird. Alle Jahre am genannten Tage führen die katholischen Appenzeller geistlichen und weltlichen Standes, Capuziner und Laien, das Leiden Christi auf dem dasigen öffentlichen Marktplazze auf, und wissen diese Scene so komisch darzustellen und auszumahlen, daß viele tausend Zuschauer aus dem reformirten Appenzell und dem Kanton St. Gallen herbei gelocket, und mehr zum Lachen als zur Wehmuth und Traurigkeit bewogen werden, wodurch das Ganze zu einem blossen Possenspiel übergehet. Die Wirthe betrachten einen solchen Tag als einen schönen Aerntetag, an welchem sie von den neugierigen Nachbarn wakker Geld schneiden, den Geldsekkel spikken, und und den Weinkeller leeren. Ohne Zweifel aber hat diese geistliche Tragödie ihr Ende gegenwärtig erreicht, da mehrere echt religiöse Personen mit Recht ihr Misfallen darüber bezeiget, und schon längst die Abstellung desselben gewünscht haben.

Die Mundart des Appenzellers hat etwas ganz eigenes, was ich aber Ihnen zu schildern nicht wohl im Stande bin. Sie unterscheidet sich auch von der der andern Kantonsbewohner sehr merklich. Und so wie man den Berner von dem Züricher unterscheidet, so kennt man auch den Appenzeller vor

seinem Nachbar dem Toggenburger, da überhaupt nicht blos jeder Kanton, sondern oft ein einzelner Distrikt, ein Thal, ein Berg desselben, einen eigenen Dialekt in der Aussprache hat. Im Reden bemerkte ich bei dem Appenzeller gemeiniglich ein Schnalzen mit der Zunge, wenn er seinen Beifall bei der Erzählung irgend eines Vorfalls zu erkennen geben wollte, und ich fand diese Gewohnheit bei Alt und Jung. Noch auffallender waren mir aber eine Menge ganz besonderer Redensarten und Worte, von denen ich mehrere, die mir vorzüglich bemerkungswerth schienen, behalten und aufgezeichnet habe. Ich theile Ihnen hier einige hiesige Idiotismen mit, obschon ich nicht genau verbürgen kann, ob sie ganz ihnen eigen, oder auch ihren Nachbarn gemeinschaftlich mit angehören. Dergleichen sind nun folgende:

Ein aufgestellter Herr, statt: ein junger von der Akademie zurükgekommener und examinirter Candidat des Predigtamts.

Ein verliebter Prediger, statt: ein beliebter Prediger.

Mach mir ein Schmizle, st. gieb mir einen Kuß.

Ein Tischtuch oder Wäsche rc. brechen, st. zerreissen.

Brod, Fleisch oder irgend etwas abhauen, st. abschneiden.

Beschissene Wäsche oder Kleider, st. beschmuzte.

Die Biene angelt, st. sie sticht.

Ei=

Einem den Meister zeigen, heist: einem seine Uebermacht zu erkennen geben.

Nüsse töden statt aufknakken.

Aepfel schinden, st. schälen.

Dieser oder jener hat die gute (verstehe Laune), heist: er ist bei guter Laune.

Kurze Zeit, oder auch: ringe Zeit, dieß ist der Wunsch beim Abschied aus dem Hause eines Andern, oder wenn man von jemand hinweg gehet, so wünscht man durch diese Worte gleichsam: daß die Zeit dem andern kurz und ring verstreichen möge. Gedenkt der Weggehende wieder zurükzukehren, so ruft er den Zurükbleibenden noch die Worte zu:

Sieh wie bald komm' ich wieder! d. h. es wird sich nicht lange verziehen, so rc.

Der Pfarrer hat ein schlechtes Redhus, (d. i. Ausrede, Aussprache) st. er predigt nicht vernehmlich, deutlich.

Ein freier Mann, heist: ein braver, wakkerer Mann.

Ein müder Christ, ist ein Mensch, dem's nicht zu ertreffen ist, der bald dieß bald jenes will, unternimmt und begehrt.

Lez im Kopf, hinterfür, beide Ausdrükke werden synonym gebraucht, für verrükt.

Ruche Welt, ist ein Stück unbebauter Boden, worauf nichts wächst, der gleichsam roh da liegt.

Schü=

Schülich wüscht, (abscheulich wüst) statt sehr auffallend schlecht.

Eine Frau anstellen, wird von einer Mannsperson gesagt, welche heirathen will, daher die Zeitwörter: mannen, einen Mann nehmen, weiben, eine Frau nehmen. Der und der geht auf die Weibe, d. h. auf die Heirath.

Wenn Einer dem Andern eine kleine Gefälligkeit erwiesen hat, wofür er sich mit der Zeit dankbar beweisen will, so spricht man hier: ich will dir schon einen guten Willen machen, das heist: dich nicht vergessen, es gehört dir Etwas.

Gaumet wohl, auch dieß ist ein Wunsch beim Abschied, wenn man über kurz oder lang wieder zurükzukehren gedenket, und heist soviel als: lebet wohl.

Bau führen, heist: Dünger führen, womit man die Felder bebauet.

Klöpf mir (zu Kindern gesagt) statt: reich mir's Handchen.

Die Kinder rieten um, d. h. sie machen sich, gleichwie die jungen Röſschen, auf eine ausgelassene Art lustig.

Taback trinken st. rauchen. Noch gewöhnlicher aber spricht man hier bäckeln; daher das Hauptwort: Der Back statt Taback.

Meisterlose Kinder sind unfolgsame und unartige, die keinen Herrn, keinen Meister über sich anerkennen wollen.

Je=

Jemand zu einem Amt ermehren, statt erwählen, daher abmehren, verwerfen, absezzen.

Schikken, einen Schick treffen, statt Handel schliessen.

Samstagen, heist die häuslichen Geschäfte besorgen, die gewöhnlich an einem Samstag verrichtet werden.

Die Blume schmekt gut, statt sie riecht gut. Ueberhaupt gebraucht man hier den Sinn des Geschmaks für den Geruch, daher viele Appenzeller nur vier Sinne zu haben scheinen.

Ablezzen, der Sterbende hat abgelezt, statt er hat von den Seinen Abschied genommen, ihnen das lezte Lebewohl gesagt.

Der Schmuz an Speisen, st. die Fettigkeit.

Reiten wird gemeinschaftlich gebraucht von denen die auf einem Pferde reiten, und welche auf einem Wagen oder Schlitten fahren; daher man auch die Hauptwörter beisezt und spricht: auf einem Wagen reiten ꝛc.

Man macht hier zwischen vergönnen und gönnen einen genauen Unterschied, vergönnen bedeutet misgönnen, und gönnen gern gestatten.

Gevätterlen von Kindern gebraucht, heist: Spielen; von unvernünftigen Thieren, besonders jungen Hunden und Kazzen, die mit einander spielen, sagt man: gopen.

Eine Haushab, statt Haushaltung, die sämmtliche Familie.

Ein

Ein junger Stier, der die Kühe bespring theißt: der Pfarr.

Gesöd nennt man Bohnen, Erbsen, Gerste; das Wort Graupen kennt man nicht, statt dessen sagt man Gerste.

Unter einem Herrn versteht man gemeiniglich einen Pfarrer, daher man sagt der Herr kommt, statt der Pfarrer kommt, wird aber allgemein wie Heer ausgesprochen.

Eine weiche Jungfer statt eine gepuzte, schön gekleidete.

Eine Teufelskazze statt eine Raupe.

Wehfabeln statt wehklagen, seufzen.

Etwas kramen, statt etwas von einem Krämer einkaufen, daher der Kram, d. i. die eingekaufte Waare.

Ein Fezle, ein Fazinetle, st. ein Schnupftüchelchen.

Ein Nadelhüsle, st. ein Nadelbüchschen.

Dieser oder jener ist maloder (von malade) krank.

Gaulich, von Kindern gesagt, ungeschikt.

Du bist mir verzwangt lieb, st. sehr lieb.

Einen leidwergen, st. etwas zu leid thun.

Leben Sie insgesammt recht wohl. Morgen gedenke ich von hier abzureisen.

Fünf

Fünf und zwanzigster Brief.

Inhalt.

Abreise von Gaiß. Capitels = Versammlung der reformirten Prediger in Appenzell; Wirkungskreis eines dasigen Predigers; Hausbesuchung. Ankunft im Toggenburg; Natürliche Lage, Beschaffenheit und Produkte dieses Landes; Besuch einer Kinderlehre; allerlei Auffallenheiten darinnen; Kinderlebenslauf.

Lichtensteig im Toggenburg
den 1ten Sept.

Ich reiste, liebe Aeltern, am vergangenen Freitag von Gaiß, wo ich viele angenehme frohe Tage zugebracht und wie ich hoffen darf, eine recht glükliche Kur für meine Gesundheit gemacht habe, wieder ab, und hoffe nun sehnsuchtsvoll bald wieder in Ihren Armen zu seyn. Herr Geßner von Zürich, dessen angenehme Bekanntschaft ich hier machte, ersuchte mich, ihn bis in seine Vaterstadt zu begleiten, wozu ich mich um so eher bereden ließ, da ich

noch

noch nie in jene Gegenden gekommen bin, und machte von seinem Anerbieten Gebrauch, besonders da Herr F., ein guter lieber Freund von hier, sich an unsre Gesellschaft anschloß. Wir nahmen unsern Weg über Herisau, wo ich noch einige Bekannte aufsuchte, und mit meinen lieben Reisegefährten dem angränzenden Toggenburg zueilte. Auf der Strasse gesellte sich ein alter freundlicher Herr zu uns, in welchem wir bald einen Prediger aus dem Appenzeller Lande kennen lernten, der seiner Heimath zueilte. Er unterhielt uns über allerlei Gegenstände auf das angenehmste und beantwortete unsre zudringlichen Fragen auf das liebreichste und freundschaftlichste. Ihm verdanke ich den Inhalt dieses Briefes und ob ich schon glaubte meine Bemerkungen über das Appenzeller Land beendiget zu haben, so werden Sie doch hier über allerlei Prediger-Angelegenheiten und Beschäftigungen noch manches Neue finden.

Die sämmtliche reformirte Geistlichkeit des Kantons Appenzell vereiniget sich unter ein Capitel, dessen Vorsteher ein Decanus ist, der aber auf seine übrigen Pfarrherren einen sehr beschränkten Einfluß zu haben scheinet, da er gleichsam nur primus inter pares ist, und ohne Zuziehung des Capitels keine Vorschriften oder Verordnungen an seine Unterpfarrer ertheilen kann. Die Capitelssizzung wird wechselsweise zu Trogen und Herisau jährlich einmal gehalten, bei welcher der Decan Präses ist, und der

Landammann und einige andere weltliche Beamte Beisizzer sind. Junge Geistliche, die als Prediger in den Kanton aufgenommen werden wollen, werden in das Capitel rezipirt, bewerben sich aber durch eine schikliche Anrede vorher um den Zutritt, der ihnen auch, wenn nichts einzuwenden ist, um 5 fl. gestattet wird. In jeder solchen Sizzung wird über jedes geistliche Mitglied eine Censur gehalten, und jeder Prediger befragt, ob ihm etwas wider das eine oder andre Mitglied der Capitelsversammlung bekannt sey, und welches ahndungs = und bestrafungswürdig sey; ein Gebrauch, der mehrentheils in eine leere Zeremonie übergeht, durch die man Gelegenheit nimmt einander schöne Worte und Lobeserhebungen zu sagen; doch sollen auch gleichwohl in vorkommenden Fällen, gesezwidrige Handlungen gerüget werden. Die Hauptabsicht einer solchen Session ist aber, sich über wichtige in das Amt eines Predigers einschlagende Gegenstäude zu berathschlagen, und in den neusten Zeiten die so nöthige Verbesserung der Kirchengebete und der Dorfsschulen zu treffen, daher es scheint, daß von dieser Seite ein helles wohlthätiges Licht für diesen Kanton aufgehen werde. Bisweilen trift der Fall ein, daß Gemeinden gegen ihre Prediger Klage führen; diese werden alsdann hier beigelegt; ehedem aber giengen die Landleute in dieser Hinsicht einen viel kürzern Weg, da sie einen Pfarrer, der nicht nach ihrem Sinne lebte und predigte, absezten und davon

jag=

jagten, weil man von dem Grundsaz ausgieng, daß die Gemeinden, im Besiz ihres Collaturrechts, auch denjenigen wieder abdanken könnten, der ganz aus ihrer Mitte erhalten und besoldet wird. Und nur erst kürzlich soll während der französischen Revolution dieses Verfahren mehrere Male geübt worden seyn. Seit der neuen Einrichtung der Dinge aber hat man einem solchen Misbrauch die gehörigen Schranken gesezt.

Der Wirkungskreis eines hiesigen Pfarrers mag ehedem, und besonders bevor die Revolution mit ihren schlimmen Folgen sich in den Familien dieser Berg- und Thalbewohner verbreitete, weit ausgedehnter und umfassender gewesen seyn. Nicht in dem Grade mehr sind ihm gegenwärtig die Herzen und Gemüther seiner Pfarrkinder noch zugethan, als in jenen glüklichen Zeiten, wo er nicht blos Canzelredner, sondern auch Familienfreund, Rathgeber und Theilnehmer bei allen Verhältnissen des häuslichen Lebens war. Denn bei jeder Krankheit, die irgend ein Familienglied überfiel, dachte man vormals sogleich an den Seelsorger, erbat sich seinen Besuch, und die ganze Freund- und Nachbarschaft versammelte sich um das Bett des Kranken, und hörte mit gerührtem Herzen die Tröstungen, die sich aus dem Munde des Seelenfreundes ergossen. Weit weniger, und in manchen Gemeinden ganz selten, nimmt man nun bei dem Absterben einer Person zu dem Prediger des Orts sei-

ne Zuflucht. Man ist weit kälter, weit lauer in den gegenwärtigen Tagen geworden, das Zutrauen des Landmanns zu seinem Pfarrer hat sich vermindert, und das Band der Freundschaft ist bei Weitem nicht mehr so enge geknüpft, als ehedem. Das Gotteshaus wird zwar an den Sonn- und Festtagen noch häufig besucht, aber in Rüksicht der vorigen Zeiten, mag dies kein Vergleich seyn, in welchen jeder es sich für eine Schande angerechnet hätte, wenn er nicht an den Tagen des Herrn mit seiner ganzen Familie in der Kirche erschienen wäre. Unsre neuern Philosophen freilich werden hierinnen nichts Auffallendes finden, da sie dieß für die wahre Aufklärung halten, vermöge welcher man ja ein ganz guter Christ seyn könne, ohne die äusserliche Gottesverehrung beobachten zu müssen. ——— In den vorigen Zeiten waren die hiesigen Prediger auch verpflichtet in den Wochentagen eine Predigt zu halten, aber wegen des schlechten Besuchs derselben, wurde in der Revolution diese religiöse Uebung nach und nach eingestellt, und wegen Mangel an Zuhörern haben diese Wochenkirchen in den neusten Zeiten ganz aufgehört. Doch wird das heilige Abendmahl an den drei hohen Festen im Jahre noch fleissig und zahlreich gefeiert, und nur wenige sind es, die sich davon ausschliessen, da vielmehr die ganze Gemeinde an einem solchen Tage bei dem Tische des Herrn sich einfindet. Und wenn sich also vom Aeussern auf das Innere mit einiger Wahrscheinlich-

keit schliessen lässt, so kann man aus solchen Thatsachen und Bemerkungen annehmen, daß das Sittenverderbnis hier noch bei Weitem nicht so groß ist, als in vielen Gegenden Teutschlands. Und man sehe einmal die Kirchenlisten grosser Städte durch, man wird finden, wie die Communikantenzahl sich seit 10 — 15 Jahren um mehr als die Hälfte vermindert hat.

Ferners ist eine spezielle Pflicht eines hiesigen reformirten Pfarrers gegen seine Gemeinde: die Besuchung seiner Pfarrkinder in ihren Wohnungen. Dieselbe geschieht alle zwei Jahre mit einem Vorsteher der Gemeinde, und bei dieser Gelegenheit werden nicht nur die Einwohner der Gemeinde aufgezeichnet, damit heimathlose Leute, die in armen und kranken Tagen der Gemeinde zur Last fallen würden, wohl bemerkt werden können; sondern es erkundiget sich auch der Pfarrer nach den Religionskenntnissen, den Sitten und Aufführungen seiner Anvertrauten so viel als möglich, und nimmt Rüksicht auf Eheleute, unter denen sich öfters Streitigkeiten ergeben, oder welche abgesondert wohnen; auf Aeltern, die ihren Kindern nicht die nöthige Pflege, Nahrung und Erziehung verschaffen, sie des Schulunterrichts berauben und zu keiner nüzlichen Arbeit anführen, vielmehr sie verwahrlosen und in der Unwissenheit und dem Müssiggang oder gar als Bettler herumschweifen lassen; auf undankbare Kinder, die ihren Aeltern den schuldigen Gehorsam ver-

weigern, auf die übrigen Bewohner desselben Hauses, auf junge Leute, die eine eigene Wirthschaft angefangen, oder ihre Aeltern verlassen haben; auf Ehegelöbnisse, die nicht auf gesezliche Weise aufgehoben worden sind; auf Leute, die im Verdacht zügelloser, ja wohl unnatürlicher Ausschweifungen der Wollust stehen; auf Hausväter oder Hausmütter, die sich der Trunkenheit oder der Verschwendung und Liederlichkeit ergeben; auf Schulmeister, die ihren Beruf in Ansehung der Lehrart oder der Strafzucht nicht nach der Schulordnung verwalten; auf Leute, die den öffentlichen Gottesdienst und das heil. Abendmal beharrlich versäumen, sich den kirchlichen Gebräuchen nicht gehörig unterziehen; endlich auf die Privat-Erbauung, ob in jeder Haushaltung wenigstens eine Bibel oder ein Neues Testament, oder andre gute Erbauungsbücher sich befinden, und wie dieselben gebraucht werden.

Ueberhaupt ist diese Hausbesuchung eine Einrichtung, die überall nachgeahmet werden sollte, da sie gewiß grossen Nuzzen stiftet, besonders wenn sich's die Prediger angelegen seyn lassen, über vorhin genannte Gegenstände eifrig nachzuforschen und mehrere Wochen darauf wenden, dieses Geschäft angelegentlich und ernstlich zu betreiben. Denn gut Ding will Weile haben.

Der Prediger hat auch hier (wie überall) die Aufsicht über Schul- und Erziehungswesen, und wirket öffentlich und privatim darauf hin, Ordnung und

Sitt-

Sittlichkeit in seiner Gemeinde zu handhaben, daher er ganz besonders die Verpflichtung auf sich hat, solche Personen, die sich auf die eine oder die andre Weise verfehlt, oder in der Gemeinde ein Aergerniß gegeben haben, zu sich zu beschikken, und nöthigen Falls zu bestrafen. Vormals gab es mehrere Beispiele, daß bei grossen Vergehungen der Prediger solchen fehlenden Personen das heil. Abendmahl zu begehen untersagt hat, heut zu Tage aber findet man diese Bestrafungsart nicht mehr angewandt. Am gewöhnlichsten werden vor seinem Forum Ehestreitigkeiten geschlichtet, und getrennte Personen wieder vereiniget. Solche Parteien müssen sich auf sein Geheiß vor die Ehegaumer (siehe hievon oben) stellen. Dieses niedere Sitten= und Ehegericht versammlet sich unter dem Vorsiz des Ortspfarrers und zweier Vorgesezten im Pfarrhause. Alle Klagen und Gegeneinwendungen werden ad acta referirt, welches die Beschäftigung des Pfarrers ist, und wenn liebreiche Ermahnungen zu einem gütlichen Vergleich vergebens sind, so wird der Handel vor das Ehegericht, das jährlich einmal entweder zu Trogen oder Herisau gehalten wird, gebracht, wohin die Akten eingeschikt werden, wo auch der Bericht des Pfarrers darüber angehört, und die Entscheidung alsdann dem ganzen Collegio überlassen wird.

Am auffallendsten war mir als einem Fremden, die hier so gewöhnliche und landesübliche Sitte, daß der Prediger auf der Kanzel während der Gottes=

tesverehrung bisweilen in seinem Vortrag inne hielt, und durch das Geschwäz oder anderwärtige ungesittete Betragen einiger Ruhestörer in einen solchen heiligen Eifer gerieth, daß er oft mehrere Minuten lang, das Straf= Zucht= und Vermahnungsamt ausübte, wie ein Schulmeister in der Schule die Schuldigen fast bei Nahmen nannte, und unter allerlei Drohungen zur Ruhe verwies.

So wie überall der erste Nachtmahlsunterricht der Neokatechumenen mit unter die wichtigsten Geschäfte eines Pfarrers gehört, so ist dies auch hier der Fall, nur mit dem Unterschied, daß derselbe ein halbes Jahr lang dauert, in welcher Zeit der Prediger verbunden ist, die Woche hindurch, von Michaelis bis Ostern, den Züricher reformirten Katechismus, der mit dem Heidelberger in der Form grosse Aehnlichkeit hat, mit den jungen Christen zu erklären, und sie also dadurch auf den ersten Nachtmahlsgenuß vorzubereiten. Da aber dieses Lehrbuch wegen seiner streng orthodoxen Sázze, für manchen Prediger nicht mehr zu diesem Zwek passend zu seyn schien, so wurde ihnen freigestellt, auch neuere Lehrbücher zum Grunde zu legen, weshalb einige hiesige Prediger mehrere mehr oder minder glükliche Versuche in der Ausarbeitung solcher Anleitungen gemacht, und sie im Druck bekannt gemacht haben. Löblich ist es, daß kein Kind zum Tisch des Herrn hinzugelassen wird, das nicht wenigstens das 16te Jahr zurükgelegt hat. Viele Aeltern warten mit ihren Kindern

noch

noch länger, und Jünglinge von 20 und mehreren Jahren, grosse mannbare Töchter von gleichem Alter finden sich im Pfarrhause ein, um diesen Unterricht zu empfangen. Es ist daher kein seltener Fall, daß bisweilen weibliche Personen zum erstenmal zum Nachtmahl gehen wollen, die schon Mütter gewesen sind, bevor sie noch ehelich eingesegnet worden waren, oder auch in guter Hoffnung sich befanden, in welchen Fällen dann der Prediger solche Dirnen abgesondert von den übrigen unterrichtet und zum Nachtmahl vorbereitet, da es die übrigen für eine Schande halten würden, in solcher Gesellschft unterwiesen zu werden.

Den 2ten September.

Die Witterung ist seit einigen Tagen so unangenehm und regnerisch, daß wir uns entschlossen, einige Tage hier in diesem Städtchen zu verweilen, bis wir bei günstigerem Wetter den Weg in den Kanton Zürich antretten können. Der Ort ist zwar gesellschaftlich, aber demonerachtet benuzte ich jede heitere Stunde, um die freie Natur zu geniessen, und die umliegende Gegend zu betrachten. In Rüksicht der Lage und Beschaffenheit des Bodens, fand ich zwischen dem Lande, das ich verlassen hatte, und dem Ländchen Toggenburg wenig Unterschied. Diese ganze ehemalige Grafschaft Toggenburg ist ein 13 Stunden langer schmaler Strich Landes, welcher gleich-

gleichsam zwei Thäler bildet, die gegen Morgen und Mittag mit lauter hohen grasreichen Alpen umgeben sind, und von zwei Flüssen in der Länge durchschnitten werden. Besonders ist die obere Gegend rauh, und an Weiden und Grasmatten reich, weshalb weder Obst- noch Getreidarten erzeuget werden. Ganz anders aber verhält es sich mit der natürlichen Lage des Landes im untern Toggenburg, wo die Berge in niedrige flache Hügel und Ebenen übergehen, und abwechselnd das Auge durch fruchtreiche Korn- und Haberfelder, und lachende Wiesenfluren ergözt wird; wo der Landmann fast so viel Getreide baut, als er das Jahr hindurch für sich und seine Familie nöthig hat; wo der Flachs- und Hanfbau vorzüglich beträchtlich ist; wo man ganze Felder mit Erbsen, allerlei Bohnenarten, Rüben, Erdäpfel und Klee, welcher leztere von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme kommt, findet, die den Landmann in einen beträchtlichen Grad von Wohlstand versezzen, indem er zwar auch mit der Baumwollweberei und der Fabrikation von Leinwandtüchern sich abgiebt, aber dem Unbestand der Handlungs-Fortuna bei Weitem nicht so ausgesezt ist, als sein Nachbar der Appenzeller, welcher ausser Milch und Butter alle Lebensbedürfnisse theuer kaufen, und wenn seine Musselinweberei stockt, darben muß. Und da in mehreren Gemeinden besonders die Obstbaumkultur sehr stark betrieben wird, die Baumfrüchte einen kleinen Handelsartikel in die um-

lie-

liegende Gegend ausmachen, und besonders aus den Kirschen ein schmakhaftes Kirschwasser gebrannt und weit und breit versandt wird, so darf man sich nicht wundern, wenn in einem guten Obstjahre der Schäffel Birnen für 12 Gr. oder 1 fl. verkauft wird, und doch dabei mancher Landmann jährlich mehr als tausend Gulden reinen Gewinn aus seinen Bäumen zieht.

Ich machte gestern, als am Sonntag, eine kleine Promenade vor die Stadt und spazierte längst der Thur *) dem nahe gelegenen schönen Dorfe

Watt=

*) Die Thur ist der Hauptfluß, der dieß Ländchen durchfließt, der aber besser den Namen eines wilden Bergwassers verdient. Sie entspringt im Wildenhaus, dem Geburtsort Zwinglis des Reformators (gebohren den 1. Jenner 1484) der obersten Gemeinde dieses Landes. Bemerkenswerth ist eine natürlich-künstliche Brükke, die über diesen Fluß führt, und vielleicht in Europa ihres Gleichen nicht hat. Sie besteht aus einem einzigen hohen Steinfels, der mitten in dem Fluß steht, und von einem Ufer zum andern sich erstrekt, in der Mitte desselben befindet sich eine natürlich ausgewölbte Oeffnung, wodurch das Wasser strömt, oben, oder auf ihrem Rükken ist dieser Felsen eben und glatt wie eine erbaute Brükke, so daß man selbst bei grossem Wasser sicher darüber fahren, reiten und gehen kann.

Wattwiel zu, welches wegen der geschmakvollen Bauart seiner Häuser, wegen des Umfangs seiner Gränzen, und der Menge seiner Manufakturen und Fabriken, unter die schönsten, volkreichsten und wohlhabendesten Gemeinden im ganzen Toggenburg mit Recht gezählt wird. Mit Wohlgefallen bemerkt der Reisende auf dem Wege dahin den Wohlstand dieser Einwohner, der sich in Gartenanlagen und Palästen sichtbar darstellt, und der Weg dahin bildet gleichsam eine schöne breite Strasse, die von beiden Seiten mit den angenehmsten Wohnungen und niedlichen Gärtchen geziert ist, wo Fabriken, Manufakturgebäude unaufhörlich miteinander abwechseln, und das Auge auf das Schönste ergözzen. Dabei ist die Gegend selbst, die ein schmales, enges, kaum eine halbe Stunde breites Thal bildet, sehr angenehm, da auch hier, wie im Appenzeller Lande, auf allen Wiesen, Anhöhen und Bergspizzen die schönsten Landhäuser sich befinden, die dem ganzen Gemälde ein freundliches lachendes Ansehen gewähren, und nur Schade, daß die ungünstige Witterung mich an Betrachtung der hiesigen Naturschönheiten in etwas störte. Doch verweilte mein Blik mit Wohlgefallen auf den uralten Mauern des Schlosses Iberg, dem einzigen Denkmahl des Alterthums, welches aus den neunzehn adelichen Schlössern der ehemaligen Grafen von Toggenburg, sich noch in gutem bewohnbaren Zustande bis auf diese Zeiten erhalten hat, wo in den ältesten Zeiten die genann-

ten Grafen residirten, und welches in der Folge, als dieses Land in die Hände des Abts von St. Gallen fiel, blos von einem Obervoigte desselben bewohnt wurde, nun aber nur einem Lehnbauer zur Wohnung dient.

So vor mich hinwandelnd, und in Betrachtung der mannichfaltigen Schönheiten der Natur, die hier jedem, der ihre Reize zu schäzzen weis, ungesucht aufstossen, vertieft, ward ich durch einen vor mir hinziehenden Leichenzug auf einmal aus meinen süssen Naturbetrachtungen herausgerissen, und auf entgegengesezte Gedanken des Todes geleitet; ich folgte langsam nach, und da ich hier Gelegenheit fand, einer Todesbetrachtung beizuwohnen, wozu ich seit meiner Abwesenheit von Ludwigsburg ohnedies keine Veranlassung gehabt hatte, so trat ich in die Kirche ein, da man vorher ein kleines Kind beerdiget hatte. Die liturgische Einrichtung war gleichlautend mit der im Kanton Appenzell, und die Gesänge ihrem innern und äussern Gehalte nach eben so monotonisch, schleppend und unerbaulich. Der Prediger betrat die Canzel, und ohne des verstorbenen Kindes anfänglich zu erwähnen, hielt er vielmehr ein Katechismusexamen und erklärte in der Lehre vom heil. Nachtmahl die Fragen: **was das Nachtmahl, und wer der Stifter desselben sey?** Sehr schön gefiel mir die hier eingeführte Sitte, daß diejenigen Jünglinge und Mädchen, die das 16te Jahr zurükgelegt haben, und zum er-

sten-

stenmal zum Nachtmahl gegangen sind, nun auch öffentlich, so oft ihre Reihe kommt, in der Kirche katechisirt werden, welcher Unterricht ohngefähr bis in das 22te oder 24te Jahr fortdauert, es wäre dann, daß das Heirathsband sie davon befreien würde. Im Kanton Appenzell soll dieser katechetische Verstands-Unterricht nur das Jahr hindurch dauern, in welchem der Jüngling oder die Jungfrau zum Nachtmahl unterwiesen wird, und nachher für ihr ganzes zukünftiges Leben beendiget seyn, hier hingegen, wo der erste Abendmahlsunterricht blos die Fasten hindurch gehalten wird, müssen die jungen Leute ein Jahr vorher, ehe sie zum Nachtmahl hinzugehen wollen, dem Unterricht still mit beiwohnen, um durch ihre Aufmerksamkeit auf denselben vorbereitet und angeleitet zu werden. Und wenn in der Folge auch ihr Abendmahlsunterricht beendiget ist, müssen sie in den sonntägigen Kinderlehren mehrere Jahre lang der Gemeinde noch zeigen, wie weit sich ihre Religionskenntnisse erstrekken, ob sie nach ihrer Abendmahls-Unterweisung in der Religion zunahmen oder zurückkamen. Deshalb wird die gesammte Jugend jeder Gemeinde in gewisse Klassen eingetheilt, nach welchen der Pfarrer sie auf der Canzel abliesset, jeden bei Namen nennt, und ihm seine Fragen aufgiebt, wovon keine Ausnahmen bei reichen oder armen Kindern statt finden, da jeder Hausvater verpflichtet ist, dieser schönen kirchlichen Ordnung sich zu unterziehen, und sein Kind so oft

in

in die Kinderlehre zu schikken, als ihn die Reihe der Klasse trifft.

Da ich mich erinnerte, wie in unserm Vaterlande dieser Kinderunterricht an den Sonntagen Nachmittags so sehr schlecht besucht, und von Jung und Alt, Herren und Dienstboten so unverantwortlich vernachlässiget wird, so muste ich gar sehr zu meiner Freude erstaunen, wie die Kirche so ziemlich von Personen jedes Alters angefüllt war, und wie jeder es sich angelegen seyn lies, dem Gesang und der Katechisation selbst aufmerksam beizuwohnen. Nur konnte ich den Geist des Gesanges keinesweges rühmen, und bei dem vielen Guten, das ich hier sahe, für zweckmässig halten, weil auch hier wieder die lieben Lobwaßerschen Psalmen abgesungen wurden. Bekanntlich soll der Gesang dem Inhalt einer Predigt oder Katechisation angemessen seyn. Ist es daher nicht sonderbar, daß man den 118. Psalm Davids zur Erklärung der Lehre vom Abendmahl wählte? Urtheilen Sie selbst, liebe Altern, ob viel Erwekkendes und Rührendes in dem Abendmahlgesang liegt, der hier abgesungen wurde, und also lautet:

Die Heiden mich umher umringen,
Auf Gottes Namen ich vertrau,
Und hoff, dafs es mir soll gelingen,
Dafs ich sie allesammt umhau.
Sie schwärmen um mich, wie die Bienen,
Ich will sie dämpfen, so dafs auch

Ihr Name bald verlösch mit ihnen,
Wie ein Feuer im Dorrenstrauch. (st. Dornstrauch)

Hier sollte man zum wenigsten jedem Sänger Gedankenlosigkeit wünschen, damit er nicht wüste, was er singt, und daß er den ganz unmoralischen Gedanken: seinen Feind hassen oder verfolgen, doch ja nicht verstehen möge, sonst hat's gefehlt. —

Aber, werden Sie fragen: warum schafft man nicht solche Gesänge ab, und führt an deren Statt erbaulichere und rührendere ein, da man doch sonst in ganz Teutschland, und überall, wo man ein solches Bedürfnis fühlte, dies that und sich jezt wohl dabei befindet? Eine solche Aufgabe ist bald gegeben, aber nicht so leicht gelöst, da es hier der Schwierigkeiten zu viele giebt, als daß sich mit Wahrscheinlichkeit erwarten liesse, es werde solch eine Metamorphose so geschwind geschehen. Der aufgeklärte Kirchenrath des Kantons, sieht das dringende Bedürfnis eines bessern und zwekmässigern Gesangbuchs gar wohl ein, ist aber auch mit den Schwierigkeiten vertraut, die sich bei einem freien Volke, besonders in nahrungslosen Zeiten entgegen sezzen, wenn ein so wichtiges Unternehmen mit glüklichem Erfolge ausgeführt werden soll. Und wie ich höre, so soll auch derselbe schon über die besten Mittel nachgedacht haben, wie dieser Stein des Anstosses könne gehoben werden. Er hat daher an alle reformirten Pfarrherren seines Kirchsprengels ein Exemplar des St. Galler Stadtgesangbuchs mit der Anwei-

weisung austheilen lassen, solches zuvörderst den Gemeindevorstehern zur Durchsicht zu übergeben, und ihre Meinungen für oder wider dasselbe einzuholen, auch ihnen (den Vorgesezten) anzudeuten, daß wenn schikliche Zeiten und Umstände einträten, und die Gemeinden mit Liebe dazu zu gewinnen wären, man gesonnen sey, dieses Gesangbuch einzuführen. Und da auch hier in allen Schulen die Kinder im Gesang unterrichtet werden, so hat man nicht ohne guten Erfolg hie und da dasselbe eingeführt, und dem Landmann bekannt gemacht. Von diesen lobenswerthen Bemühungen hatte der Züricher Zeitungsschreiber Bürkli gehört, sogleich rükte er in sein Blatt einen widersinnigen, albernen Galimathias gegen die Einführung eines guten Gesangbuchs ein, rühmte mit aller Macht die alten zwekwidrigen, hie und da unmoralischen, und auf unsre Zeiten ganz und gar nicht mehr passenden Lobwaßerschen Psalme Davids an, und suchte den Werth neuer Liedersammlungen herabzuwürdigen. Wie ein Mann heut zu Tage so schreiben kann begreife ich nicht, aber ich sah es ein, als ich erfuhr: Herr Bürkli sey Verleger jener Lobwaßerschen Psalmbücher. Sapienti sat! —— Zur Strafe müsste mir Herr Bürkli alle Sonntage den 119 Ps. öffentlich Solo absingen, vielleicht bekäme er andere Gesinnungen. So weit also kann das Interesse einen Mann bringen! O quanta stultitia! —!

Am Schlusse des Katechismus-Examens machte der Pfarrer den Uebergang auf das zur Erde bestattete Kind. Was mir aber am auffallendesten dünkte, war ein angehängter Lebenslauf dieses ein Jahr und mehrere Wochen alten Erdenpilgers. Er rühmte sein freundliches munteres Betragen, sein holdes Lächeln, und wie er zwar lange gesund und frisch gewesen, aber zum grössesten Leidwesen der Aeltern krank geworden und gestorben sey; und dieß schien einigen Zuhörern, besonders vom weiblichen Geschlechte, so rührend, daß sie fast darüber in Thränen zerflossen, ob ich mich gleich über den sonderbaren Gedanken, von einem kleinen Kinde Lebensumstände zu entwerfen, nicht genug verwundern konnte.

Leben Sie glüklich, sobald die Witterung nur einigermassen leidlich wird eilen wir dem nahen Zürichersee zu.

Sechs und zwanzigster Brief.

Inhalt.

Vorläufige Nachricht über den Bergschlüpf im Kanton Schwyz. Reise dahin durch das Utznacher Gebiet; dessen Fruchtbarkeit; Bewohner. Fahrt über den Züricher See in Gesellschaft von Pilgrimen. Nachtquartier zu Altendorf. Weg über den Ezel nach Einsiedeln. Parazelsus. Teufelsbrükke. Der Flekken Einsiedeln. Die Abtei. Das Marienbild. Sehenswürdigkeiten. Rauhes Klima daselbst. Ankunft in Steinen. Werner von Staufach, eine Anecdote.

Altendorf in der March
im Kanton Schwyz den 4.
September.

Schrekliche, jammervolle Berichte gehen so eben aus dem Innern dieses Kantons, den wir seit einigen Stunden betretten haben, hier ein. Ein fürchterlicher Bergschlüpf soll sich am Fusse des Rigi ereignet, und ein mehrere Stunden langes, sehr ange-

nehmes, fruchtbares Thal gänzlich verschüttet, mehr als tausend Menschen, und eine Menge Reisende, die jenen Berg gerade besteigen wollten, getödtet haben. Dieser schaudervolle Unfall soll das Werk weniger unglüklicher Minuten gewesen, und diese vordem so reizende Gegend nicht mehr kenntlich seyn.

Alles ist hier in Verwirrung, jedermann in der größten Bestürzung; eine Menge Berichte durchkreuzen und andre widersprechen sich; man weiß nicht, was man für wahr halten, und ob man den eingehenden traurigen Nachrichten Glauben beimessen soll oder nicht? Unter entsezlichen Donnern und Krachen, so erzählte ein Augenzeuge, der von jener Jammerscene herkommt, habe sich ein ganzer Berg durch eine vulkanische Explosion, Rauch und Dampf mit durchkreuzenden grossen Feuerflammen hoch empor wirbelnd, mit unbeschreiblicher Gewalt abgelöst, und sich mit Blizzesschnelle auf beide Seiten ausdehnend über das reizendprächtige Thal gestürzt, einen Theil des Sees verschüttet und die ganze Gegend sammt allen Menschen und Thieren unter den tiefen Schutt lebendig vergraben. Niemand habe entkommen, niemand sich retten können. — So sagen die ersten mangelhaften und oft unverbürglichen Berichte.

Mein Plan ist geändert, — ich reise nun nicht auf Zürich, sondern will zu jener unglüklichen Jammerstätte eilen, diese fürchterlichen Ruinen betrachten, um mich zu überzeugen: ob die eingegangenen

Un-

Unglüksnachrichten sich wirklich also verhalten, oder nicht, da ich nicht weiß, was ich von den Berichten, die hier fast stündlich eingehen, glauben soll. Unser Züricher Freund nimmt den Weg nach seiner Vaterstadt, da er durch andere Umstände abgehalten, seinen Plan nicht wohl ändern, und uns folgen kann. Ich und mein lieber Begleiter wollen also morgen dahin aufbrechen, und Ihnen von dem, was wir gesehen und betrachtet haben, baldmöglichst einen authentischen Bericht erstatten. Doch benuzze ich noch einige günstige Augenblikke, um Ihnen einige kleine Umstände von unserer Reise aus Lichtensteig bis hieher mitzutheilen.

Bei nicht ganz günstiger Witterung brachen wir vor wenig Tagen von Lichtensteig auf, nahmen unsern Weg rechts über das Gebirge, und gelangten auf einem engen, angenehmschattichten Felsenweg, der sich an der Seite des alten Bergschlosses Iberg hinanschlängelte, in den Hummelwald. Als wir die Höhe erreicht hatten, wendeten wir nochmals unsern Blik in das Toggenburg zurük, und erfreuten uns der schönen Lage, in welcher das genannte Städtchen, das schöne Dorf Wattwiel und mehrere andre Gemeinden längst des Thales an der Thur hin, sich befinden. Die gut unterhaltene Landstrasse, die sich durch grüne Wiesen und lachende Fluren des Thals hinkrümmet, ist mit den geschmakvollesten Gebäuden geziert, welche dem Auge die angenehmste Ueberraschung und Unterhaltung gewähren.

Lange wandelten wir nun auf dem Berge hin, ohne irgend eine angenehme Aussicht zu geniessen, denn zu beiden Seiten boten uns finstere Waldungen nur sehr einfache Gegenstände zur Unterhaltung dar. Plözlich aber eröffnete sich eine neue schöne Landschaft. Ein Theil des Züricher Sees, in dessen Silberfläche sich die Strahlen der Mittagssonne spiegelten, die sich öfters durch die grauen Regenwolken durchdrängen, und uns ihr helles Antliz schenken wollte, die kolossalischen Schneegebürge des Kantons Glarus, und eine Menge längst dem Seeufer hin liegende Ortschaften, waren die reizenden Gegenstände, die unsern Blik beschäftigten, und uns mit der unbeständigen Witterung wieder aussöhnten. Wir kehrten im Bildhaus, einem guten Gasthofe an der Gränze vom Toggenburg ein, um Mittag zu halten, und die ganze Gegend aus dem Fenster der Wirthsstube desto gemächlicher überschauen zu können. Unser Weg führte uns nun angenehm und reizend in dem Berggelände des Distrikts Utznach (Kanton St. Gallen) hin, welches wir reich an Wiesen und mit allerlei Fruchtbäumen mahlerisch durchflochten fanden; und so wandelten wir nach und nach den Berg zwischen Waldungen und Wiesen wieder hinab, den wir hinter Wattwiel erstiegen hatten und befanden uns in der Stadt Utznach, die dem ganzen Distrikt den Nahmen leiht. Dieß Städtchen ist klein und von Einwohnern entblösst; man trifft hier weder Handel noch Gewerbe, noch des etwas

an; blos die Handspinnerei wird so stark getrieben, daß die Einwohner kaum das tägliche Salz, geschweige denn einen guten Unterhalt sich bei dieser Beschäftigung verschaffen können. Denn wie viel mag es einer Haushaltung ertragen, wenn der Schneller Baumwollengarn mit 5 Pf. bezahlet wird? und gesezt, eine Person ist noch so fleissig und spinnet des Tages fünf bis sechs Schneller, so ist's doch am Abend ein kleiner und mühsam erworbener Gewinn, 7 bis 8 Kreuzer ersponnen zu haben! Daher aber wandern auch viele Einwohner dieser Gegend, die sich sämmtlich zur katholischen Religion bekennen, in andre Kantone aus, und treiben mit Schnallen, Hemdeknöpfchen, Oblaten und Bleistiften einen kleinen Handel, der ihnen das armselige Leben etwas erleichtert.

Die Fruchtbarkeit dieses Ländchens, das auf den alten Schweizer-Landcharten mit dem Namen Gaster benennet wird, ist groß, und wenn die Thätigkeit und der Fleis der Einwohner jener das Gleichgewicht hielten, und man der Natur durch Anstrengung besser zu Hülfe käme, so könnte diese Gegend noch weit mehr erzeugen, als dieß wirklich der Fall ist. Mit Freuden aber durchwanderten wir die einladenden Obstfelder und die mit allerlei Gemüs und Früchten wohl bebauten Gärten, und es thut dem Wanderer, der aus dem kalten unfruchtbaren Appenzeller Lande kommt, wahrhaft wohl, eine Menge Nuß-, allerlei Obst- und Zwetschgen-Bäume zu se-

sehen, die fast unter ihrer Last erliegen; denn in der That verspricht dieser Herbst eine ungemein reichliche Obstärnte. Wein baut man wenig, desto mehr aber Garten- und allerlei Sorten Feldfrüchte, welche die Bewohner dieses Distrikts auf den Märkten zu Lichtensteig absezzen und versilbern, daher ganze Wägen mit Gartenbohnen, gelben Rüben und einer Menge Obstarten frisch und gedörrt dahin geschafft und verkauft werden. Am beträchtlichsten ist die Ausfuhr mit Weinpfählen nach dem Kanton Zürich und es fällt überhaupt jedem Reisenden leicht in die Augen, daß die ansehnlichen Waldungen dieß- und jenseits des Züricher Sees von nahmhafter Bedeutung, und die Reichthümer jener Bewohner in dieser Hinsicht beträchtlich sind. Mit Misfallen aber verweilt das Auge auf den sumpfigten Wiesen, die mehrere Meilen weit vom See an zu beiden Seiten der Linth bis nach Wesen hin sich erstrekken, und nichts als ein langes grobes Spizgras erzeugen, das nur statt des Strohes zu Stallstreu genüzt, und häufig zur See nach Zürich ausgeführt wird.

Wäre nur die Witterung angenehmer und heiterer und der Weg gangbarer und weniger schmuzzig gewesen, wir würden eine recht unterhaltende vergnügte Reise bis an das Ufer des lieblichen Züricher Sees gemacht haben; doch gelangten wir vom Bildhaus in anderthalb Stunden in das Dorf Schmerikon, welches am Anfang des Sees, so

wie

wie Zürich am entgegengesezten Ende desselben sich befindet. Die Speisen und Getränke schienen uns, die wir aus dem reinlichen netten Appenzeller Lande kamen, nicht ganz appetitlich und schmakhaft, daher wir uns nicht lange hier aufzuhalten gedachten, sondern da eben ein günstiger Wind und die sich aufheiternde Witterung uns zu einer angenehmen Seereise einlud, so entschlossen wir uns, an das jenseitige Ufer zu fahren, und dann zu Lande unsern Weg nach Zürich (wie wir anfänglich Willens waren) fortzusezzen. Die bestimmte Taxe für ein Schiff, das ein paar Personen in Schmerikon um über den See zu fahren miethen, ist 10 Bazzen oder 2 Kopfstükke; diese Taxe wird aber erhöhet, wenn mehrere auf dasselbe sich einschiffen, und mehr als ein Ruderknecht erforderlich ist. Nicht so genau binden sich in andern Kantonen die Schiffer an eine bestimmte Taxe, sondern viele bestimmen eben so eigenmächtig zu ihrem Vortheil den gewöhnlichen Schiffslohn, weil von ihren Kantonsregierungen keine bestimmte Taxe, an die sie sich genau zu halten haben, vorgeschrieben ist. Hier, wo wir uns noch innerhalb der Gränzen des Kantons St. Gallen befinden, hatten wir nicht Ursache diese Klage anzustimmen, da diese weise Regierung auch in diesem Stük auf Ordnung siehet, um den Reisenden nicht Anlaß zur Unzufriedenheit und mancherlei Klagen zu geben. Daher wurde uns auch versichert, daß jeder Fremde, der an einem Donnerstag Abends

hier

hier zu Schmerikon eintrifft, um zu Wasser auf einem bequemen Marktschiffe nach Zürich zu gelangen, um den mässigen Preis eines Züricherguldens (66 Kreuzer) die Reise von 9 bis 10 Stunden zurüklegen, und in genannter Stadt des andern Tages früh um 5 Uhr, wenn die Witterung günstig ist, eintreffen kann.

Als wir uns eben einschiffen wollten kam eine kleine Gesellschaft von Pilgrimen, die zur heil. Mutter Gottes nach Marie-Einsiedeln wallfahrteten und ersuchte uns recht inständig, sie auf unserm Schiffe mit überfahren zu lassen, welche Gefälligkeit wir ihnen auch erzeigten, da wir ohnedies hinreichenden Raum auf demselben hatten. Doch gereuete uns in der Folge unsre Dienstfertigkeit recht sehr, weil sie uns nachher länger als eine Stunde mit ihrem geistlosen „Gegrüsset seyst du Maria!" unterhielten, und uns an unsrer freien Unterhaltung über die Schönheiten der Natur, der nahen und fernen Ortschaften am Gestade, und andrer auffallender Gegenstände, hinderlich waren. Doch schien ihre Andacht auf den Inhalt ihres Gebets nicht sonderlich gefesselt zu seyn, da jeder geringfügige Umstand, jeder aufstossende Wasservogel ihre Aufmerksamkeit störte und ihre Gedankenreihe unterbrach, so daß sie sogleich eine kleine Episode in ihr Gebet mit einschalteten, und wir uns freilich deshalb des Lachens nicht erwehren konnten. So wenig ich zwar dergleichen gedankenlose opera operata vertheidigen, oder

den

den Nuzzen und Vortheil eines solchen Geplärres der Lippen einsehen könnte, da ich vielmehr überzeugt bin, daß selbst ein Gebet von rechter Art keine Wirkungen ausser uns Menschen, wohl aber in uns, in unsrer Seele hervorbringen kann, und der Gedanke an Gott in der Seele des Betenden dadurch theils erwekt, theils lebhaft erhalten wird, so hat doch auch diese alte Gewohnheit, die die Pilgrime streng beobachten, wenigstens das Gute, daß manchen faulen Geschwäzzen und oft unnüzzen der Sittlichkeit und dem Wohlstand entgegen laufenden Gesprächen und Unterhaltungen bei dem gemeinen Manne dadurch vorgebeugt und ihm ein Leitfaden an die Hand gegeben wird, wie er sich während einer Reise auf eine religiöse Art mit seinen Gefährten unterhalten könne. Wir verbaten uns zwar anfänglich ihr Gebet, weil wir keinen Ernst und Eifer dabei bemerkten, und dasselbe jezt nicht am rechten Orte angebracht war, und wir das Schiff ohnedies für sie bezahlt hatten; konnten aber unsern Zwek nicht erreichen, weil sie diese ihre Gewohnheit mit allerlei Gründen entschuldigten, die wir ihnen umzustossen nicht im Stande waren, sondern in einer ganz katholischen Gegend, in den Händen katholischer Schiffer, und unter eifrigen Anhängern dieses Glaubens es für rathsamer hielten, — zu schweigen.

Nach einer dreistündigen glüklichen Ueberfahrt landeten wir hier in Altendorf, dem lezten gegen

gen Norden zu liegenden Dorfe der March *), wo wir diese Nacht zuzubringen und Morgen über Maria Einsiedeln, jener verschütteten, schaudervollen Gegend zuzueilen gedenken. Wir besahen hier die schöne, mit vielem Geschmack erbaute und mit Gemählden und Heiligen ausgezierte Kirche, und bewunderten an der Dekke des Eingangs das Glied von dem Rückgrat eines Fisches, der von ganz ungewöhnlicher Grösse muß gewesen seyn, daher auch hier eine Reliquie davon zum ewigen Denkmal war aufgehangen worden, weil man in den gegenwärtigen Zeiten nie mehr Fische von solcher Grösse im Züricher See gefangen hat.

Art am Zugersee den
7ten September.

So eben kommen wir von dem ehemaligen Goldau zurück. Mir fehlt es aber an Worten um das auszudrükken, was ich dort Jammervolles gesehen habe. Meine Zunge mag das Elend nicht ausspre-

chen

*) Die Landschaft March erhielt diesen Namen deswegen, weil sie in den ältesten Zeiten die Gränze zwischen Helvetien und Rhätien ausmachte, daher auch die oben genannte und jenseits des Züricher Sees liegende Landschaft Gaster (d. h. Castra Rhaetica) der Siz der alten Rhätier scheint gewesen zu seyn.

chen, meine Feder den Jammer nicht schildern. Der Anblik in diesem verschütteten und verwüsteten Thale ist über alle menschliche Beschreibung schauerlich. Mit eigenen Augen muß man sehen, wenn man von diesem unerhörten Unglük sich einen deutlichen Begriff machen will. Alle die schönen niedlichen Häuser von Goldau, Röthen, Busingen und fast ganz Lauwerz sind verschüttet, ihre Einwohner lebendig vergraben, und keine Spur einer menschlichen Wohnung daselbst weiter zu sehen. Selbst die wenigen noch übrig gebliebenen Einwohner, oder die, welche vorher diese Gegend genau kannten, kennen sich hier jezt nicht mehr. Niemand ist mehr im Stande den Plaz bestimmt zu zeigen, wo dieser oder jener Ort vor wenig Tagen noch so ruhig gestanden!

Nie sah ich in meinem Leben eine schreklichere traurigere Jammerscene! Nie eine grössere Verwüstung, nie solch ein Chaos, solch eine jener Noachischen Ueberschwemmung ähnliche Verheerung. Der kleine Lauwerzer See (eine Stunde lang, eine Viertelstunde breit) ist zum vierten Theil mit Schutt und Steinen des herabgestürzten Berges, und der in dem Wasser vergrabenen Kirche und Häuser von Lauwerz angefüllt. Ganze Dächer und Seitenwände von Wohnungen, halbe Häuser, Mühlräder, Balken und Bretter, und eine unzählige Menge von allerlei hölzernen Geräthschaften schwimmen hier durch und unter einander auf dem See, und dieß

ganze

ganze schöne sonst so anmuthige fruchtbare Thal zwischen Art und Seewen ist fast buchstäblich ausgerottet. Der menschliche Verstand steht fast still, und denkt: Warum thust du das, o unbegreiflicher Gott! Jedoch! wer vermag den geheimnisvollen Gang der Naturereignisse zu deuten, und die unerforschliche Fügung Gottes zu ergründen? Mit beklommener Brust und thränenden Augen fiel mir aber dabei der Gedanke ein: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen.

Ich wende mich auf einige Augenblikke von diesem Jammerthale hinweg, und theile Ihnen, geliebte Aeltern und Geschwister, aus meinem Tagebuche noch einige Bemerkungen mit, die ich auf meiner Reise vom Züricher See bis nach Lauwerz aufzuzeichnen für wichtig fand.

Wir brachen am frühen Morgen zu Altendorf auf, und nachdem wir von unserm züricher Freunde Abschied genommen hatten, nahmen wir unsern Weg nach Einsiedeln, welche fürstliche Benediktiner-Abtei dem katholischen Schweizer eben das ist, was dem Italiäner sein Loretto. Ein dunkler angenehmer Fußpfad führte uns über den Ezel, einen zwei Stunden hohen, mit fetten Wiesen, fruchtbaren Obstbäumen und schattichten Laubhölzern bekleideten Berg. Der wohlthätige Schatten unzähliger Nußbäume, unter denen wir hinwandelten, kam uns wohl zu statten, da wir unaufhör-

lich

lich bergan steigen, und manchen Schweistropfen vergiessen musten; denn die Sonne stieg rein und reizend aus den jenseitigen Gebürgen des Toggenburgs hervor und schien uns einen warmen, schönen Herbsttag zu verkünden. Uns erquickte der schöne schmale Züricher See, so oft wir unsern Blik zur Seite warfen, und nicht ohne Vergnügen betrachteten wir das alte Städtchen Rapperschweil und die schmale Brükke, welche die beiderseitigen Seeufer in Verbindung sezt, nur hätten wir gewünscht, die unzähligen Dörfer und Kirchen zu kennen, die wir in weiter Entfernung jenseits des Wassers im hellen Strahle der Morgensonne erblikten.

Sobald der Wandrer den mühsamen Ezel erstiegen, steht ihm auch die Wahl offen, ob er die schöne katholische Kapelle, nach Einsiedel gehörig, betretten, oder lieber in das dabei befindliche Wirthshaus gehen, und sich von der überstandenen Mühseligkeit wieder erholen, und neue Kräfte sammeln will. Wir wählten gerne das leztere, hörten aber gleichwohl mit einiger Aufmerksamkeit den antiquarischen Nachrichten zu, die uns ein Conventual aus Einsiedel der hier Messe gelesen hatte, über die Entstehung dieser Wohnung und Kapelle ertheilte, indem er uns versicherte, daß Meinhard, der eigentliche Stifter des Klosters Einsiedeln, lange Jahre in dieser Einsamkeit als Waldbruder gelebt, nachher aber, weil er in seiner Andacht hier zu sehr gestört, und von Fremden zu viel besucht worden

sey, sich weiter in das rauhe finstere Gebürge hineingezogen, und da wo jezt die Abtei Einsiedeln stehe, sich niedergelassen und in seiner Zelle ein sehr heiliges frommes Leben geführt habe. Dieß soll in der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts geschehen seyn.

Die Aussicht nach Einsiedeln war nicht sehr tröstlich und angenehm. Die mit hohen Bergen begränzte Gegend schien uns rauh, unfruchtbar und von Bäumen entblösst, und der Bewohner derselben wenig Bildung und Wohlstand zu verrathen. Im dunkeln Schatten eines finstern Schwarzwaldes schimmerten südlich im fernen Thale die vergoldeten Thurmspizzen des schönen Klosters, zu dem wir wallfahrteten, und welches auch wegen der finstern rauhen Gegend einst das Kloster im finstern Wald soll geheissen haben, und mit gespannter Erwartung eilte ich jezt dahin, da ich schon in meiner Jugend viel von diesem berühmten Wallfahrtsorte gehört und gelesen hatte. Der rauhe Pfad führte uns über die Sihl, ein reissendes ungestümmes Bergwasser. Eine neue geschmakvolle und von dauerhaften Sandsteinen erbaute Brükke führt über dasselbe, die aber mit Unrecht den Namen: Teufelsbrükke verdient. Zwar mag es seyn, daß sie ehedem sehr gefährlich zu begehen gewesen ist, und viele Aehnlichkeit mit der noch bekanntern Teufelsbrükke im Kanton Uri hat; jezt aber dürfte sich keine Haupt- und Residenzstadt schämen, in ihrer Nähe eine solche Teufels-

brükke zu besizzen. Merkwürdig ist sie den Reisenden auch noch deswegen, weil in ihrer Nähe, nach der Meinung der hiesigen Gelehrten, der Arzt Parazelsus, (von welchem Schrökh *) berichtet: daß Hundweil, ein reformirtes Dorf im Kanton Appenzell, der wahrscheinliche Geburtsort dieses alten Arztes sey,) ehedem seine Wohnung in dieser finstern und unbewirthbaren rauhen Gegend gehabt haben soll.

Je näher wir dem offenen Flekken und der prächtigen Abtei Einsiedeln kamen, desto rauher und öder, desto kahler und unfruchtbarer wurde die Gegend, die dem Wandrer gar wenig Anziehendes und Liebliches darbietet. Der Flekken liegt in einer grossen weiten Ebene, die besonders gegen Süden mit hohen Bergen begränzt und mit grünen Alpen eingefasst ist. Die sämmtlichen Einwohner ernähren sich blos von dem Aberglauben, und der schwachen Einfalt der ab- und zureisenden Pilgrime, die besonders in den Sommermonaten des Jahres zu vielen Tausenden hieher strömen, und von der heiligen Mutter Gottes Ablaß holen. Alles, was hier lebet und webt handelt und schachert, daher sich auch vor dem Kloster in einem halben Zirkel eine Menge Buden und Kramläden befinden, in denen allerlei

Spie-

*) Siehe Professor Schrökhs kleinere Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer mit Bildnissen.

Spielereien und geweihte Bilderchen, Herregottle, Christusle, heilige Lieder und Verschen verkauft werden. Wenige arbeiten hier; niemand strengt seine Kräfte zu einer nützlichen Beschäftigung an; die meisten Einwohner ergeben sich dem Müssiggang, und spazieren auf den Strassen quasi rebus bene gestis, wohlgemuth einher, und bringen mehrentheils den Tag mit Steinwerfen, und andern zeitvertändelnden Spielen und Beschäftigungen gleich den kleinen Kindern auf den Strassen hin. Gegenwärtig zählt man gegen 80 Wirthshäuser und über 30 Schenkstuben, und gleichwohl sind diese an gewissen Festtagen kaum im Stande alle zuströmenden Pilger zu beherbergen.

Unser Hauptaugenmerk war aber auf die fürstliche Abtei gerichtet, die in der That, wenn man auf dem schönen Plazze vor der Kirche steht, ein majestätisches Ansehen gewährt. Die Kirche selbst ist prächtig und übertrift ohnstreitig alle übrigen in der Schweiz, und nie sah ich je eine geräumigere, wohl aber in andern teutschen Provinzen reichere und geschmakvollere; doch soll das Chor von Turicelli und das Altarblatt von Krause gemahlt seyn. In derselben befindet sich gleich beim Eingang in einer Kapelle das allgemein verehrte und angebetete Marienbild, zu welchem jährlich fast aus allen katholischen Ländern Europas Pilgrime wandern. Die Mutter Maria, mit dem Kinde Jesus, von schwarzem Angesicht, steht auf dem Altar, ist

drei und einen halben Schuh hoch, und prächtig, in Gold und Silber gekleidet; die Kapelle selbst aber ist zwar von Holz erbaut, jedoch ganz mit schwarzem Marmor ausgelegt. Seit der Revolution hat dieses einst so berühmte Kloster viel von seinem Werthe verlohren; denn im Jahr 1798 wurde es von den Franzosen in Besiz genommen, geplündert, das Gebäude sehr stark beschädiget und die Kapelle selbst bis auf den Grund geschleift. Und noch immer beweisen die zerbrochenen Fenster und eine Menge vor der Kirche befindliche und ruinirte Kapellen, daß die Hand des Zerstörers hier gewüthet habe. Doch flüchtete man damals das heilige Bild nach Feldkirch, und da man es auch da nicht mehr sicher hielt, in das Innere von Tyrol. Der Abt selbst nahm die Flucht, und die Conventualen zerstreuten sich, bis nach geendetem Krieg die Geflüchteten wieder zurükkehrten, das Kloster ausgebessert, die Kapelle wieder hergestellt, und die Wallfahrt abermals in Gang gebracht wurde. Einst vor jener Schrekkensperiode, war jeder katholische Pfarrer der Schweiz verbunden, mit einem grossen Theile seiner Pfarrangehörigen jährlich einmal nach Einsiedeln zu wallfahrten, jezt aber haben die meisten katholischen Regierungen diese Wanderschaft den Ihrigen untersagt, weil sie geglaubt, es sey besser daheim zu beten, als in entfernte Gegenden zu reisen, und das Geld zu verthun, seine Geschäfte daheim zu versäumen, und, wie es öfters der Fall war, allerlei

Ausschweifungen dabei sich zu erlauben. Deshalb ist die Wallfahrt nach Einsiedeln heut zu Tage bei Weitem nicht mehr in dem Flor als ehemals.

Gern hätten wir die innern Merkwürdigkeiten dieses Klosters gesehen, die in der That sehr beträchtlich sind, und besonders vor der Revolution noch beträchtlicher waren, wenn nicht wegen des zu Goldau und Lauwerz sich ereigneten Unglüks der ganze Convent in der grössesten Bestürzung, und zum Theil abwesend gewesen wäre; wir musten also darauf Verzicht thun, ob wir gleich gern den kostbaren Kirchenschaz, der wahrhaft fürstliche Reichthümer enthält, bewundert hätten. Zwar gerieth vieles in die Hände der Neufranken, vieles wurde aber auch noch gerettet, und unter dem Schuzze der Mutter Gottes ins Tyrol gesandt. Dahin gehörte eine fast zwei Ellen hohe Monstranz, die von unschäzbarem Werthe, und 320 Loth an Gold enthielt, mit 303 Diamanten, 154 Smaragden, 757 Rubinen, 38 Saphiren, 44 Granaten, 26 Hyacinthen, 19 Amethysten und 1174 grossen guten Perlen gezieret war. Auch eine Menge Messgewänder sollen sich ehedem von vorzüglichem Werthe hier befunden haben, unter denen eins mit 180000 Perlen ausgeschmükt, alles darbot, was man Kostbares der Art nur sehen wollte.

Auf unserm Weg nach dem nächsten Dorfe: rothen Thurm, an der Fahrstrasse nach dem Flekken Schwyz, wurde uns die Zeit nicht wenig lange,

wel-

welches gewöhnlich auf einer Schweizer Reise etwas seltenes ist. Aber die ganze Gegend war auch so rauh und unkultivirt, daß wir glaubten in dem unfruchtbaren kalten Sibiren zu wandeln. Kein grünes Gebüsch verschaffte uns einen wohlthätigen Schatten, wir sahen weder einen Obstbaum, noch wallende Kornfelder, der Boden auf dem wir wandelten, bestand aus Riedern, die nichts als Streu und Farrenkräuter und ein grobes saures Gras erzeugen — dieß waren die traurigen Aussichten, die wir mehrere Stunden weit rings um die Abtei Einsiedeln bemerkten, und wo wir nicht wusten, ob wir von dieser Unfruchtbarkeit mehr dem kalten Klima, und der Höhe, auf welcher dieses Gebiet liegt, oder der Unthätigkeit und Nachlässigkeit der Bewohner die Schuld beimessen sollten; denn die Trägheit müssiger Mönche vermag nicht immer dem Landmann einen thätigen Trieb zur Arbeitsamkeit einzuflößen. Daher ich auch nirgends in einem Lande mehr Bettler auf den Strassen angetroffen habe, als in dem Gebiete Sr. Hochfürstl. Gnaden des Herrn Fürsten und Abts von Einsiedeln, die durch ihren Ungestümm und lästige Zudringlichkeit den Reisenden ungemein beschwerlich fallen. Alle Personen männlichen Geschlechts sowohl Erwachsene als Kinder tragen hier über ihre Unterkleider lange schmuzzige Hemden, die am Hals mit einem Kragen versehen sind, den sie statt einer Haube oder Müzze über den Kopf schlagen, oder auch nach Belieben

 hin-

hinunter hängen lassen, und die mit der Kapuzinertracht viel Aehnliches haben.

Nur hie und da bemerkten wir wie der Landmann dieser Gegend etwas weniges Gerste erbaut, die aber so unbeträchtlich ist, daß es ihm nicht einmal der Mühe lohnt sie abzuschneiden, sondern der hiesigen Sitte gemäs, Aehre für Aehre an der Spizze des Stengels abbricht, sie auf ein Tischtuch breitet, am Eingang seiner Wohnung an der Sonne dörret, dann mit den Händen zerreibet und Graupen daraus bereitet. Die Kornsichel und der Dreschflegel sind ihm also entbehrliche Werkzeuge, und gleich dem Diogenes der seinen Trinkbecher wegwarf, bedient auch er sich der blossen Hand.

Sobald man das Dorf rothen Thurm, anderthalb Stunden von Einsiedeln, wo ein alter grauer Thurm, ein ehrwürdiges aber trauriges Denkmal aus den Zeiten der ehemaligen Reichsvoigte angetroffen wird, im Rükken hat, tritt man wieder in eine anmuthige fruchtbare Gegend, und die fetten Wiesen und reichen Obstbäume gewähren einen lachenden Anblik. Nach und nach senkt sich der Berg ins Thal nach dem Lauwerzer See hinab, man sieht wieder mit Wohlgefallen den schönsten Viehschlag in dem langen fetten Grase schwelgen, und der Wandrer schöpft wieder Muth. Er wandelt mit leichtem Schritt unter den lachenden Fruchtbäumen dahin, die Auge und Herz gleichsam erquikken, und freuet sich, daß er das unbebaute, rauhe

Einsiedlergebiet, wo der träge Geist des Klosters alle Kräfte zur Thätigkeit lähmt, und die Fortschritte der Kultur und Aufklärung hemmet, zurükgelegt hat.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hieng unser forschender Blik auf den unermesslichen Gebirgen, die sich vor unsern Augen nach und nach entfalteten, je weiter wir den Berg hinunter eilten. Und mit wahren Wohlbehagen ergözten wir uns an den lieblichen Grasalpen, über welche die beschneiten fernen Felsen herüber schauten. In dem Dorfe Sattel erblikten wir zur Seite einen Theil des angenehmen Egerithals, dessen fruchtbares Berggelände den grossen Bogen des Sees gleiches Nahmens umgiebt, der uns in der Entfernung sein spiegelhelles Antliz zeigte. Vielleicht hätten wir auch den für den Schweizer klassischen Ort Morgarten gesehen, wenn wir besser in der Gegend orientirt gewesen wären. Abends langten wir etwas ermüdet in dem Dorfe Steinen, das ganz am Fusse des Berges liegt, den wir herabgestiegen waren, an, und befanden uns nun an den Ruinen des verschütteten Lauwerzer Thales. Merkwürdig war uns noch dieser Ort als der ehemalige Wohnplaz des edlen Werner von Staufach, dem Manne ohne Gleichen, der einst dort am Grütli mit Walter Fürst von Uri und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, den ersten Schweizerbund schloß, und dem man hier zu Ehren eine Kapelle errichtet hat, die

der Reisende nicht ohne Interesse besuchen, und so wie auch gegenüber die Reste seines Wohnhauses in Augenschein nehmen wird. Merkwürdig aus dem Privatleben jenes Werner von Staufach ist noch folgende Anecdote. Als er einst sein Wohnhaus erbauete, ritt eines Tages der schlimme Landvoigt Geßler von Uri vorüber, und da ihm dieser Bau für einen Landmann zu vornehm schien, fragte er den Bauherrn: Wem ist dieß Haus? Staufach, welcher wohl merkte, daß wenn er gesagt hätte, es ist mein, das Haus schon verfallen wäre, ertheilte daher dem Landvoigt diesen wohlbedachten Bescheid: Gestrenger Herr Landvoigt! das Haus ist meines Königes und Euer, und nur mein Lehen. Dagegen konnte nun der Landvoigt nichts einwenden, gab ihm aber die trozzige Antwort: Ich will nicht haben, daß die Bauern solche Häuser erbauen, als wenn sie selbst Herren wären. Ich will ihnen aber das Gebiß schon enger einthun.

Sie=

Sieben und zwanzigster Brief.

Inhalt.

Beschreibung des Bergschlüpfs am Lauwerzer See. Fahrt über diesen See. Ehemalige vortreffliche Lage dieses Thals. Die Insel Schwanau. Ursachen dieses traurigen Ereignisses. Vorboten davon. Trauriger Anblik der Gegend jezt. Gerettete. Lebendig Vergrabene. Im Fallenboden hat man die schönste Ansicht vom Schlüpf. Nachtquartier in Art. Erschienene Drukschriften und Zeichnungen über diese Verschüttung.

Art den 8. Sept.

Wo, liebe Aeltern! soll ich beginnen? Wo soll ich mich zuerst hinwenden, um Ihnen nur wenigstens einigermassen einen schwachen Schattenriß von dieser alle Beschreibung übersteigenden Verwüstung zu entwerfen?

Der 2te September war der allen Bewohnern des Kantons Schwyz höchst schaudervolle fürchterliche Tag, an welchem um die 5te Stunde des Abends eine verheerende Erdlauwine sich an einer Vorragung des Roßberges, östlich dem vortrefflichen Rigi

gegenüber, sich losriß, und eine der nuzbarsten und schönsten Gegenden des Bezirks von Lauwerz bis Art, anderthalb Stunden lang und eine Stunde breit, die herrlichsten Wiesengüter und Baumgruppen, vier beträchtliche Ortschaften Goldau, Röthen, Lauwerz und Busingen und unzählige zerstreute einzelne Wohnungen und Höfe bei 300 Schuh tief unter Schutt und Steinfelsen bedekte. Hier war es, wo das seit mehreren heftigen Regentagen, die auch uns nicht wenig an der Fortsezzung unsrer angenehmen Reise gehindert hatten, tief einfressende Wasser den schon längst untergrabenen, durchnässten und ausgehöhlten Boden losriß, von Terasse zu Terasse Häuser, Baumgruppen, ganze Wälder und Grasmatten zuerst sachte, bald aber mit ungemein steigender Geschwindigkeit aufrecht weiter trug, hernach aber in chaotischer Verwirrung immer rascher fortwälzte. Die verheerende Masse gräbt unter, hebt Wälder empor, schleudert sie und viele tausend Felsenstükke mit und durch sie hinab, Erde und Felsen, Bäume und Häuser, Dächer und Hütten fahren bunt durch einander, stürzen übereinander zusammen; alles wird erdrükt, zerquetscht, fortgerissen, oder zermalmet, und in weniger als fünf Minuten wurden die Dörfer Röthen und Busingen verschlungen, das schöne Goldau gänzlich, das angenehme Lauwerz zum Theil verschüttet, eine der schönsten Gegenden nebst einzelnen Höfen und zerstreuten Wohnungen unter hohem Schutt zermalmet

und

und ihre Einwohner lebendig vergraben. Nur an dem Auslauf des Erdschuttes gegen Lauwerz und Goldau ragen noch traurige Reste von Häusern, Balken, Bäumen und Geräthschaften aller Art in grausenvollen Gruppen hervor, der schöne Flekken Goldau mit 32 Häusern, Busingen und Röthen, jedes mit 18 Häusern, sind so verschüttet, daß man nicht einmal eine Spur von einer menschlichen Wohnung mehr entdekken kann. Ein kleinerer Theil dieser Erdmasse nahm seine Richtung linker Hand nach dem Lauwerzer See, und brach mit solcher Gewalt auf den Ort gleiches Namens los, stürmte so heftig auf diese friedlichen sorglosen Hütten hin, daß die schöne Kirche mit Ausnahme des Thurms und einer wenige Ellen langen Seitenmauer und die meisten Wohnungen ganz vom Grunde weggeschwemmt wurden, indem das Wasser 150 Fuß sich über sein Bett heraushob, und alles, was ihm im Wege stund, niederriß, so daß sogar das am äusserſten Ende des Sees, ohnweit dem Hauptflekken Schwyz liegende Dorf Seewen in grosse Gefahr gerieth, jedoch nur zwei Häuser einbüßte.

Diese Catastrophe war so fürchterlich, daß ungeheuere Felsen unter Feuerfunken, Staubwolken und Donnergebrülle in den Schoos des Rigi hoch empor fuhren, den Fuß dieses Gebürges durchwühlten, die Bäche in ihrem Laufe hemmten, Wasser anschwelleten und Teiche formirten, daß der schöne Flekken Art, vom Zugersee friedlich bespielt, in

grosse

grosse Gefahr gerieth, überschwemmt zu werden. Da wo vorher der furchtbare Wiesengrund und liebliche Baumgärten prangten, liegt nun ein Berg von Schutt, Erde, Felsen, Häusern und Baumsplittern durch und unter einander. Durch den in den See gestürzten Schutt ist bei Lauwerz ein beträchtlicher Theil ausgefüllt, und da, wo man bisher in Schiffen fuhr, watet man, jedoch nicht ohne grosse Lebensgefahr, in Schutt und Schlamm.

Mit Lebensgefahr liessen wir uns über den kleinen See überführen, denn seine Oberfläche war ganz mit Balken, zerrissenen Gebäuden, Bäumen und allerlei Trümmern bedekt, so daß wir die grösseste Vorsicht anwenden musten, um mit Mühe das jenseitige Ufer zu erreichen, und bei Lauwerz zu landen. Die beiden Inselchen, davon die grössere Schwanau genennt, und von alten Zeiten her von einem Eremiten bewohnt wird, musten ebenfalls das Schaudervolle dieser fürchterlichen Naturbegebenheit erfahren; die kleinere versank unter den Fluthen, die grössere aber wurde sehr beschädiget, indem die Wohnung des Eremiten mit Wasser angefüllt, Felsen und Bäume aber abgerissen wurden. Glüklicher befand sich der Bewohner dieser einsamen Hütte, denn da er eben in Einsiedeln sich befand, entgieng er glüklich seinem nahen Tode.

Dieß ist also das Land, das nun mit vielen hundert Menschen unter tiefen Schutt begraben liegt, und fast auf immer unbewohnbar gemacht wurde,

das Thal, welches noch vor wenigen Tagen ein Völkchen ernährte, unter welchem sich jeder Reisende so gern aufhielt, das zufrieden mit heimischem Glük bieder und edel war. Häuser und Gebäude waren meistens anmuthig gelegen und in bestem Zustande. Rings umher an den zerstreuten Höfen waren Obstbäume aller Gattung angepflanzt, die Hütten von Weinreben umrankt, wo die arkadische Hirteneinfalt sich angesiedelt zu haben schien, und die ganze Gegend einen lieblich beblümten Teppich von braven, gastfreundschaftlichen edlen Menschen bevölkert, bildete. Der Lauwerzer See, mit seinen zwei romantischen Inseln zwischen schönen mahlerischen Ufern, gewährte eine reizende göttliche Aussicht, wohin man sich auch wandte. Die Fahrt auf demselben war angenehm, ob er gleich nur eine Tiefe von 9 bis 10 Klafter betrug. Halb war er mit hohen buschichten Felsufern umgeben, um welche sich der Weg herumzog; auf der andern Seite aber sah man schöne Wiesen, Gärten und Felder, Weiden und Alpen an hohen Gebürgen. Die Dörfer Steinen und Steinerberg, lagen beide mahlerisch zur Seite und ohne Bewaffnung des Auges bemerkte man in der Entfernung den schönen Flekken Schwyz unter dem kolossalischen Hacken. Besonders reizend war die Lage der beiden Inseln, auf welchen vorher der Wandrer gern einkehrte, und die Klause des einsamen Eremiten betrat. Mit Vergnügen vernahm man mit lauschenden Ohren die alte Geschich-

te des Schlosses Schwanau, wovon die grauen morschen Ruinen selbst unter den fürchterlichsten Naturereignissen unerschrokken die Aechtheit ihres Alterthums begründen.

Schwanau war einst in der alten Schweizergeschichte nicht unintereſſant. Auf dem dasigen Schlosse hauseten einst die Burgvoigte der Grafen von Habsburg; als aber einer derselben eine Jungfrau des Landes schändete, und deswegen von ihren Brüdern erschlagen ward, und der Graf diese als Mörder strafen wollte, so zogen diese zwei Brüder von andern Landleuten begleitet, vor das Schloß, und zerstörten es (1308), so daß man nur heut zu Tage noch einen grauen halb zerfallenen Burgstock davon siehet, der gleichsam ein Denkmal der gerächten Keuschheit ist.

Dieses vor wenigen Tagen noch mit paradiesischen Reizen ausgeschmükte Thal wurde nun durch den geheimnißvollen Gang der Natur in einem Nu in Schutt und Grausen verwandelt, und in eine rohe unbrauchbare Steinmasse verunstaltet, gegen 7 bis 800 Menschen, mehrere Reisende, Pilgrime, eine noch weit grössere Menge von schönem Stallvieh wurden hier lebendig begraben, und dem Tod zur Beute übergeben. *)

Ueber

*) Der Landammann und Rath des Kantons Schwyz giebt folgendes detaillirtes Verzeichnis des verursachten Schadens, woraus erhel-

Ueber die Ursache und Entstehung dieses fürch-terlichen Naturereignisses sind die hiesigen Gelehr-
ten

---

let, daß man bisher den Verlust der verschütteten Menschen zu hoch angesezt hatte.

Werth der verschütteten Grundstükke.

		Gulden
Goldau	. . .	366,200
Busingen	. . .	209,300
Röthen	. . .	204,600
Lauwerz	. . .	64,000
Steinen	. . .	25,929
Steinerberg	. . .	17,500
Seewen	. . .	13,300
		900,829 fl.

Louisd'or zu 12 fl. 30 kr.

	Getödete Menschen. Männer,	Weiber,	Kinder.	Verlornes Vieh.
Goldau	70	76	65	60
Busingen	31	32	24	28
Röthen	100 Erwachsene		31	122
Lauwerz	6	9	8	17
Steinen	—	6	—	46
Steinerberg	—	6	—	—
Seewen	—	3	—	—
	339 Erwachsene		128	273

Zu den Getödeten 467 Einwohnern des Bezirks kommen noch 9 Personen aus andern Gegenden, und 8 Personen aus dem Kanton Bern. Summa Summarum 484. Rechnet man zu der obigen

ten gar verschiedene Meinungen, und bunt durcheinander hört man ganz sonderbare, wunderliche und wohl gar lächerliche Behauptungen. Einsichtsvolle Männer und kenntnisreiche Beobachter begaben sich gestern auf die Bergspizze, wiewohl nicht ohne Gefahr, da man noch immer eine Fortsezzung des Bergschlüpfes befürchten muß, und fanden den Bruch auf der obersten Spizze des Roßberges, wo das Unglük seinen Anfang nahm, kaum eine Achtelstunde, und unten am Fuß eine halbe Stunde Schuttbreite, die sich von oben an gerechnet, in der Länge gegen Lauwerz oder Goldau, auf ohngefähr zwei Stunden erstrekte. Sie untersuchten zugleich in geognostischer Hinsicht das Gebürge selbst, und fanden, daß der Roßberg und die mit ihm zusammenhängenden Theile aus Steinkohlen, Sand- und Kalksteinen, einem rothen, thonartigen (Letten oder Leimen) eisenschüssigen Geschiebe, besonders aber aus grober Nagelflüe, welche leztere zu ungeheuern Schichten schief den Rükken des Berges hinan senkrecht aufeinander liegen, bestehe, daher es ganz wahrscheinlich anzunehmen ist, daß dieser

ganz

Schadenwerthung noch das Vieh, die verlornen Effekten u. s. f., so kommt der Schaden auf 1,197,879 fl. ohne die zerstörten Landstrassen, verschiedenen Gemeindegüter, Waldungen ꝛc. zu berechnen.

Spätere Anmerk. d. Herausg.

ganz unerwartete Bergfall von einer mit altversesse- senen Bergwassern angefüllten Steinscheidungskluft herkomme, so daß durch einen mehrere Tage langen ungemein heftig anhaltenden Regenguß sich das Wasser zwischen die Schichten gezogen, darinnen an- gehäuft, die Erdarten erweicht, und also nach und nach den Grund geraubt haben, auf dem die Schich- ten selbst stunden. Daher es denn nicht schwer ein- zusehen ist, daß die verschlossenen Wasser nicht blos die ganze Erdmasse von der Spizze des Berges an bis unten aus allmählig ablösten, sondern auch am Ende den ganzen Fuß seiner Breite nach untergra- ben und den Schlüpf oder Bergrutsch nothwendig verursachen musten. Einige aufmerksame und in der Gegend bekannte Männer wollen auch bemerkt haben, daß der Bach, welcher auf der Stelle des Berges herabfloß, wo der Rutsch erfolgte, seit eini- gen Jahren viel schwächer als ehedem geflossen seyn soll.

Viele Andre sind aber der Meinung, daß die- ses traurige Naturereigniß einem unterirdischer Feu- er und einer vulkanischen Explosion zuzuschreiben sey, und gründen dieselbe auf den Dampf, den Schwe- felgeruch, die Funken und den Rauch, den einige hie und da verspürt haben wollen, und geben irrig die ganze eingestürzte Masse für blosse Kalksteine und Steinkohlen aus, indeß sich ja jeder Augenzeu- ge deutlich überzeugen kann, daß diese blos Nester- weis angetroffen wurden, und wohl keineswegs ei-

ne

ne solche Naturerscheinung können bewirket haben. Daher auch die erste Nachricht, die wir zu Altendorf am Züricher See davon erhielten, mehrentheils darauf hinaus lief: der Berg habe sich unter Donner und Bliz, Rauch und Feuerflammen gleichsam in die Luft gehoben und sei über das prächtige Thal herabgefallen, was sogar angesehene und einsichtsvoll seyn wollende Männer glauben, die uns Steinkohlen und Kalksteine vorzeigten, die sie aus dem Chaos herausgesucht hatten. Da nun aber meinen wenigen geologischen Kenntnissen nach, Kalksteine nicht brennen, und sich in Kalk verwandeln, wenn sie nicht vorher aufgelöst oder gebrannt worden sind und die anhaltende regnerische Witterung keinesweges günstig war, die Kalksteine in der Nähe der Steinkohlen in Flammen zu sezzen und eine Explosion zu erregen, so kann ich mich von dieser Meinung keinesweges überzeugen, sondern pflichte der erstern bei, und glaube: daß unterminirende Wasser, die Mergel- oder Letterde, die sich zwischen den Geschieben der Nagelflüe befanden, allmählich in Schlamm verwandelten, und sich seit langen Zeiten den Weg selbsten bahnten, den dieser verwüstende, alle Begriffe übersteigende Steinstrom nehmen sollte.

Was dieser Vermuthung noch mehr Wahrscheinlichkeit giebt, ist die schon vor vielen Jahren durch die dortigen Viehhirten gemachte Bemerkung: daß in den Eingeweiden des Berges, und zwar in ziemli-

li-

licher Höhe desselben unterirdische tiefe Löcher und Höhlungen entdekt wurden, die man ihrer Tiefe halben noch nicht hatte ergründen können, in welchen aber manche einen unterirdischen verborgenen See (vielleicht nur eine Menge verstopftes Wasser) bemerkt zu haben glaubten. Andere wollten Löcher entdekt haben, durch welche hineingeworfene Steine, so weit man sie hören konnte, gleichsam von Terrasse zu Terrasse fortrollten, woraus sich eine Ablösung von Erde und Fels sehr leicht annehmen läßt.

Schon den ganzen — allen Einwohnern des Kantons Schwyz unvergeßlichen — schaudervollen Tag über, hörten die Sennen, und in den dasigen Waldungen beschäftigten Personen, in den Eingeweiden des Berges ein heftiges Getöse, und manche abergläubische Leute kamen auch wohl gar auf den Gedanken, ein böser Geist treibe hier sein Wesen, und mache die Gegend unrichtig; einige sollen sich sogar bei ihren Priestern Raths erholt, und um Erklärung dieses unterirdischen Lärmens angesucht haben. Zugleich wurde häufig bemerkt: daß ohngefähr eine Stunde vor dem unglücklichen Einsturz sich grosse Steine unter heftigem Krachen und Getös von ihrer Stelle losrissen, und bis auf die Hälfte des Abhanges herunter rollten, was aber im Ganzen keine grosse Besorgnis erregte, oder unangenehme Folgen befürchten lies, weil dergleichen Ereignisse in bergigten Gegenden so häufig sind, daß fast niemand darauf achtet.

Um 2 Uhr Nachmittags vernahm ein Bewohner aus dem Kirchgang Art, dessen Wohnung und Gut nahe am Roßberg (oder Spitzbüel) lag, ein noch heftigeres und stärkeres Getöse, als man bisher verspüret hatte, gerieth darüber in Furcht und Aengsten, und da es anhielt, lief er nach einiger Zeit zu seinem Seelsorger nach Art, erzählt ihm mit Thränen, welches Unglük seine Gegend betroffen habe, und bat inständig, daß er hinauf kommen, benedizieren, und den feindlichen Dämon, der in der Gegend hause, beschwören möchte. Der würdige Prediger erklärte dem schwachen einfältigen Landmann die wahrscheinlichste Ursache dieses Getöses, suchte ihn zu belehren, daß dieß einen ganz natürlichen Grund habe, und er nicht wegen böser Geister besorgt seyn solle. Indeß aber beide davon redeten, näherte sich die fürchterliche Minute des Loßbruchs unter gräßlichem Getöse. Der Pfarrer öffnete das Fenster gegen die Gegend hin, und sah noch einen kleinen Theil des sichtbaren Schuttes hinunter stürzen. Der beängstete Landmann läuft davon, und ehe er daheim ankam, war der fürchterliche Schlag schon längst geschehen; doch sah er sein Weib glüklich gerettet. Diese, erschrokken über das furchtbar sich mehrende Geprassel der Steine, fuhr auf mit ihrem Säugling, den sie erst vor wenigen Wochen zur Welt gebracht hatte, eilte aus der Hütte, und kaum hatte sie den Fuß im Freien, so wurde sie zerschmettert und der grösseste Theil seines Gutes in den verderbenden Abgrund hinabgerissen. Ich

Ich bin keineswegs im Stande Ihnen die Wehmuth zu beschreiben, die mein Innerstes durchdrang, als ich diesen hohen Berg von Schutt, Erde, Steinen, Trümmern, Häusern und Baumsplittern bedekt, durchwandelte! die Gewalt des herabstürzenden Berges muß äusserst stark gewesen seyn, da grosse Felsenstükke hoch an den gegenüber stehenden Rigi hinaufgewälzt liegen, wo sie auch vielen Schaden in den dortigen Buchwäldern angerichtet, und am Abhange des Berges ebenfalls viele Bäume und Gesträuche mit in das verwüstete Thal herunter gerissen haben. Die Vögel flogen schaatenweise aus dem Walde heraus, da dieser anfieng sich von seiner Stelle zu bewegen, und wurden aus der Luft mit in den Abgrund gerissen, und in ein paar Minuten sah man nichts als Rauch- und Staubwolken, von Erde und Steinen die sich gleich Meereswogen über einander thürmten und forttrieben. Offenbar war dieß eine der fürchterlichsten Naturbegebenheiten, die sich denken läßt; und ihre Wirkung kann blos gesehen, gefühlt, aber nicht beschrieben werden.

Als ich in dem zerstörten Lauwerz herumwandelte, blieb es meiner Aufmerksamkeit unter den wenigen gegen den Rigi hin noch stehenden Häusern, nicht verborgen, eine Wohnung unbeschädigt und unversehrt am Wege vom See her zu bemerken, welche dem empörten Wasser noch um vieles näher steht, als selbst die ehemalige Kirche und mehrere andere Häuser, die doch von der Wuth des

Wassers hinweggeschwemmt wurden. Auch eine grosse Tonne ragte nicht weit davon, mitten aus dem Schlamme hervor, gleichsam der Verheerung Troz bietend, wurde sie nicht ohne viele Verwunderung betrachtet, da sie der wahrscheinlichsten Meinung nach, ohnstreitig von dem Berge herabgeschleudert und so unversehrt in die Mitte dieses Dorfes gestellt wurde. Selbst der weissgemauerte schöne Kirchthurm von Lauwerz bot dem Greuel der Verwüstung Troz, und scheint, wiewohl nicht unbeschädigt, noch feste zu stehen, obgleich die ganze Kirche bis auf ein kleines Seitenmäuerchen gleichsam wie verschwunden ist. Der Zeiger der Uhr steht auf halb 6 Uhr und bezeichnet die fatale Stunde des Ereignisses *). Fahnen und Heiligenbilder, Kirchengerä-

---

*) Da sich die Anzahl derer, welche die Verschüttung dieses Thals überlebten, vergrössert hat, so ist es tröstlich, daß das Aufsehen eines so ausserordentlichen Naturereignisses Reize zur Mildthätigkeit auch ausserhalb der Schweiz erregte, deren sich die Opfer minder berühmter Zufälle selten zu erfreuen haben. Se. Hoheit der Fürst Primas zeigte sich auch da als den ersten unter den Edlen. Seine angewiesene Gabe von 1000 fl. soll die erste Stiftung einer neuen Kirche in Lauwerz werden. Die Frankfurter Handelshäuser folgten seinem Beispiel und steuerten 1161 fl. Wie sehr aber dieß Unglük die braven Schweizer in allen Kantonen

räthe und andre hölzerne Figuren werden als Trümmer aus der See aufgefischt, und im Dorfe aufgestellt, wo der fromme katholische Schwyzer diese heiligen Rudera nicht ohne Wehmuth betrachtet.

Kaum hatte die benachbarte Luzerner Regierung dieses Unglük erfahren, so bot sie der Regierung von Schwyz Hülfe und Mannschaft an; der Flekken Schwyz sandte mehrere hundert Personen und aus allen Gegenden versammeln sich Männer, welche noch eifrigst beschäftiget sind, theils das Lebende noch zu retten, theils die verschütteten Geräthschaften hervorzugraben, besonders den verstopften Wassern den Abzug zu verschaffen, und neue Unglüksfälle zu verhüten. Es ist ein schaudervoller Anblik die Leichen zu betrachten, die noch immer aus dem Schutt hervorgegraben werden, aber schreklich ver-

---

selbst rührte, zeigen folgende richtige Angaben von Beiträgen, die dort eingesandt wurden: die Stadt Bern steuerte für jene übriggebliebenen Thalbewohner 9001 fl. Der ganze Kanton Zürich sandte für die, durch den Bergfall im Kanton Schwyz und durch eine zu eben der Zeit im Kanton Unterwalden sich ereignete Ueberschwemmung beschädigten Ortschaften in jene Kantone ein: 20521 fl. Die Stadt allein gab 11525 fl., also 2526 fl. mehr als der ganze übrige Kanton. Die Stadt Wintethur 2187 fl.
Spätere Anmerk. d. Herausg.

stellt und nach Aussage der Bekannten, fast nicht mehr kenntlich sind. So grub man einen Vater hervor, der sein kleines Kind, mit dem er sich retten wollte, auf den Armen hatte, aber auch kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. In dem Dorfe Lauwerz, wo der Schutt und Schlamm die Trümmer der Häuser nicht so hoch als in Röthen und Busingen bedekt, zog man bis jezt 8 Personen, theils Erwachsene, theils Kinder heraus, bei Goldau wurden sechs Personen herausgegraben, davon noch eine am Leben war, die aber bald ihren Geist aufgab. In einem Hause ob Lauwerz, am Fußweg nach dem Rigi sprachen wir eine Magd, die am andern Morgen nach der unglüklichen Begebenheit nebst einem kleinen Mädchen wieder glüklich herausgegraben wurde. Sie erzählte uns ob sie gleich schwach und bettlägerig, aber auf dem Wege der Besserung ist, es sey ihr gewesen als falle sie tief in einen Abgrund, bald darauf habe sie das Kind rufen hören, aber sie selbst habe sich nicht mehr bewegen können, da sie geglaubt habe, tief vergraben zu seyn. Vielmehr sey der Gedanke nun in ihr entstanden: der jüngste Tag sey gekommen, niemand lebe mehr auf Erden, der ihnen beiden helfen könne, und sie werden nun auch sterben müssen. Sie habe darauf das Kind getröstet, sich mit ihm unterhalten, bis sie dumpf die Abendglokke in Steinen jenseit des Sees gehört habe. Daraus habe sie geschlossen, daß noch Menschen am Leben sich befinden müs-

müßten, und dem weinenden Kinde Muth eingesprochen: man werde ihnen schon zu Hülfe kommen. So hatten sie die jammervolleste Nacht ihres Lebens mit Gebet, Seufzen, Kummer und Beängstigung zugebracht, und alle Stunden der schlaflosen Nacht schlagen hören. Indeß ward es in der Oberwelt Tag, und mit ihm eilte die Menschheit auf diese Jammerstätte zu, um zu retten. Auch der dem Unglük entronnene Vater des Kindes (welches nicht weit von der Magd entfernt, doch von ihr ungesehen lag,) fand sich am frühen Morgen bei den Ruinen ein, und suchte seine verschüttete Frau und Kinder auf. Er fand sie erstikt und das Kind todt in ihren Armen. Die Magd Franziska, die in der Nähe lag, hörte das Jammern und Arbeiten des Mannes, rief um Hülfe; man grub dem Tone nach, und glüklich wurden sie aus den Trümmern des Hauses hervorgezogen, das einige 100 Schritt von seiner vorigen Stelle an den See hin gerükt war. Ihr Erstes war, dem betrübten Vater zu sagen: sein Kind lebe! Bald ward auch dieses lebendig gefunden. Vier Fuß hoch lag die Erde auf den Geretteten. Das Kind hatte das linke Bein gebrochen, und die Magd Kopf und Körper voller Wunden.

Gerettet wurde ferner der Müller bei Lauwerz. Dieser hatte den Fall des Berges bemerkt, eilte mit zwei Kindern den Berg hinter seiner Wohnung hinan, und sah seine ganze Mühle mit den übrigen

Kindern und Personen des Hauses vom Wasser verschlungen werden. Ein kleines taubstummes Kind wurde mit der Wohnung eine Strekke weit fortgerissen, auf eine Wiese ausgeworfen und glüklich und unversehrt daselbst wieder gefunden. Der Prediger von Lauwerz, der eben im Begriff war einen Krankenbesuch zu machen, stand vor seiner Wohnung, als er den Berg herabrutschen sah, ermahnte in aller Eile und Geschwindigkeit die Einwohner zur Flucht, nahm einen Knaben, seinen Verwandten, an die Hand und rettete sich mit seiner Köchin.

Man rechnet ohngefähr 24 — 30 Menschen aus den zerstörten Ortschaften, die glüklicher Weise theils durch die Flucht, theils wegen ihrer Abwesenheit gerettet wurden. Ein trauriges Schiksal begegnete einer Reisegesellschaft aus dem Kanton Bern, die aus angesehenen Regierungs-Mitgliedern, deren Frauen und andern Personen bestand, welche den Rigi besteigen wollten. Alle diese Unglükliche wurden bei ihrem Eintritt in Goldau verschüttet, und nur wenige, welche durch ein glükliches Ohngefähr einige hundert Schritte weiter zurük waren, wurden gerettet, sahen aber zu ihrem grössesten Jammer ihre Geliebten lebendig begraben werden, und kehrten dann trostlos nach ihrer traurigen verwaisten Heimath zurük. Noch eine andre Gesellschaft, welche aus vier Herren von Genf bestand, wanderte auf eben der Strasse ihrer lezten Stunde entgegen. Der Kaplan von Goldau wurde

ver-

verschüttet; der dortige Frühmesser wollte sich durch die Flucht retten, wurde aber gleichfalls ein Raub des Todes; aber sein treues Hündchen rettete sich und kam am folgenden Tage auf die verschüttete Grabstätte und suchte winzelnd und wehmüthig den verlohrnen Herrn.

Glüklicher war Hr. Pfarrer Fels aus St. Gallen, der daselbst ein vortreffliches Institut zur Erziehung von Knaben unterhält. Dieser befand sich eben mit seinen Zöglingen auf einer Reise nach dem Rigi begriffen, und wartete (wenn ich nicht irre) zu Art, eine günstige Witterung zur Fortsezzung seiner Reise ab. Seinem Plane gemäs gedachte er die Nacht des 2ten Septembers in Goldau zuzubringen, blieb aber glüklicher Weise zurük, um ein besseres Wetter abzuwarten, und fand durch diese weise Zurükhaltung sich und seine geliebten Zöglinge gerettet.

Dahin ist es nun dieses reizende anmuthiger Thal, diese paradiesische Gegend, der Wohnplaz so vieler biederer, ehrlicher und rechtschaffener Familien, dahin ist es durch Gottes Zulassung, gleichsam wie von der Erde ausgerottet, und auf immer vertilget; dahin ist es durch die Bewegung eines in Gottes weiter Welt so unbedeutenden Stükchen Erdbodens, das sich nur eine kleine Strekke von seiner Stelle hinwegbegab, in einem Nu dahingerafft sind alle diese friedlichen Bewohner ohne Zeit zur Besinnung, vielweniger zur Rettung, ohne Hoffnung zur

Rük-

Rükkehr, unter Schutt und Staub gewaltsam begraben *).

Der

*) Ich führe eine Stelle aus einer gedrukten Predigt an, welche ein Capitular und Pfarrer des Klosters Einsiedeln bei Gelegenheit dieses schaudervollen Bergschlüpfes über den Text: „Er (Gott) wendet sein Auge auf die Erde, „und macht sie zittern, er berührt die Gebürge „und sie rauchen. Sein Name ist der Allmäch„tige", gehalten, und seine Abhandlung in folgende zwei Theile abgetheilt hat: 1. dieß Unglük in der Ordnung der Natur, oder nach der Vernunft, und 2. in der Ordnung der Religion oder nach dem Glauben zu betrachten. Hier heist es: dies ganze Thal ist verschwunden mit seiner ganzen Fruchtbarkeit, seine freundlichen Bewohner alle sind tod, getödtet von der Hand dessen, dessen Name ist der Allmächtige; und weil der Schöpfer der Natur, wenn er selbst den Todtengräber macht, nicht begräbt, wie Sterbliche einander beerdigen; so hat er ganze Wälder ihnen zu Kreuzen zusammen gebrochen, und einen grossen Berg über die Armen zum Grabhügel und Denkmal aufgethürmt. — rc.

Zu Zürich hielt der Pfarrer Salomon Vögelin in der dasigen Waisenkirche über die Worte: „Der Herr ist ein grosser Gott und ein grosser König über alle Götter. In seiner Hand sind die Heimlichkeiten der Erde, und die Hö-

Der Gedanke an die Nichtigkeit alles menschlichen Beginnens, zu trachten nach vergänglichen Schäzzen und eitler Grösse, wurde in uns erstikt, als wir in wehmuthsvolle Betrachtungen versenkt, auf dieser Jammerstätte herumwandelten, und das unsägliche Elend überdachten, welches dieses sonst heitere fröhliche Thal und seine friedlichen stillen Bewohner betroffen hatte. Wir besahen diese fürchterlich schaudervollen Rudera von allen Seiten, und durchwateten dieß verschüttete Thal links und rechts, wagten uns sogar, nicht ohne Gefahr im Schutt und Schlamm zu versinken, von Lauwerz hinüber nach dem Steinerberg, um dem furchtbaren Ruffi zur Seite zu stehen, und ihm gleichsam in seine aus-

---

hen der Berge sind sein," eine Predigt bei eben demselben Anlaß, und gab sie auf Verlangen in den Druk.

Zu Bern erschien bei dieser Gelegenheit, von dem Helfer Müslin am Buß- und Bethtag ebenfalls eine Predigt über die Worte: „Ihr Berge fallet über uns, und ihr Hügel bedekket uns vor dem, der auf dem Stuhle sizzet, und vor dem Zorne des Lammes." Er betrachtet dieses Unglük als ein Strafgericht Gottes, und spricht z. E. Fraget mich nicht, warum Gott eben jezt ein so allgemein zerstörendes Strafgericht wollte.

Spätere Anmerk. d. Herausg.

ausgeschütteten Eingeweide hinein zu schauen. Kurz wir glaubten alles betrachtet zu haben, was wir einigermassen Merkwürdiges zu sehen hoffen konnten, und doch suchten wir noch eine andere Ansicht auf, um diese schrekkenvolle Ruine gleichsam mit einem Blik überschuen und auf einem Standpunkt stehen zu können, wo wir dem Berge gerade gegenüber, uns die anschaulichste Idee von dem Ganzen machen möchten. Unentschlossen, wo wir uns hinwenden und wie wir unsern Zwek am füglichsten erreichen sollten, trat ein Herr zu uns, der unsre Verlegenheit und Unentschlossenheit bemerkte, und da wir ihn mit unsern Gedanken vertraut gemacht hatten, sich auf die allerfreundschaftlichste Weise uns zu begleiten sich entschloß. Unter der angenehmsten Unterhaltung über die traurige Geschichte des Tages, durch die wir einen Mann kennen zu lernen das Vergnügen hatten, der mit tiefer Einsicht und Sachkenntniß von dem ganzen Umfang dieses Unfalles sprach, und dabei noch die liebenswürdige Eigenschaft besaß (was uns ungemein für ihn einnahm) einen Fremden mit dem ganzen Gegenstand bekannt und vertraut zu machen, und einen Unbekannten zu orientiren, stellte er uns auf die Anhöhe eines Abhanges vom Rigi, gerade dem verschütteten Spizbiel oder Roßberg gegenüber, wo wir zur linken Seite den schönen Flekken Art, welcher von dem Zugersee bespielt wird, zur rechten aber den unglüklichen und halb verschütteten Ort Lauwerz und den See gleiches

Na=

Namens, in der weitern Entfernung den Flekken Schwyz, das schöne Dorf Steinen, und gerade unter uns die fürchterlichen Ruinen selbst hatten. So daß wir uns auf diese Weise eine in der That fürchterlich-schöne Aussicht vom Ganzen verschaffen konnten, dergleichen wir vorher, nach unserm eigenen Gutdünken, links und rechts wandelnd noch nicht gehabt hatten. Jeder Reisende, der diese traurige Catastrophe in Zukunft zu betrachten, und sich eine recht anschauliche Idee von dem Umfang dieses Unglüks zu machen wünscht, der trette auf dieß kleine Vorgebürge unter dem Rigi genannt: im Fallenboden, auf welchem Standpunkt er sich die deutlichste Ansicht über das ganze verödete Thal wird verschaffen können.

Der Tag neigte sich zur Ruhe und die Schatten wurden allmählig länger, und da wir nicht wusten, wo wir uns in dieser unwirthbaren Einöde hinwenden, und ein Nachtquartier suchen sollten, so sorgte dieser edle Menschenfreund auch dafür, und ersuchte uns ihm zu folgen. Er führte uns in das Thal wieder hinab, und machte uns bei den verschütteten Häusern von Goldau, vor denen wir in kleiner Entfernung vorbei giengen, auf den faulen Gestank aufmerksam, der an einigen Stellen durch die Verwesung der verschütteten thierischen Körper, sehr merkbar zu verspüren war. Die Nacht brach herein, und wir befanden uns in Art, wo uns dieser liebe Mann in ein gutes Wirthshaus, zum schwarzen

Ad-

Adler nahe an der Schifflände des genannten Flekkens, einführte, und uns dem Wirth wie alte Freunde empfahl, so daß wir hier nicht blos sehr gut, sondern auch, was wegen der hinzuströmenden Menge von Fremden aus allen Kantonen in der That zu verwundern war, recht wohlfeil bedient waren. Wir brachten nun in seiner angenehmen Gesellschaft und geistreichen Unterhaltung einen der angenehmsten Abende unsers Aufenthaltes in diesem Kantone zu und zwar so lange, bis der sanfte Schlaf uns müde Wanderer in seine Arme nahm.

Gestern als wir gesund und heiter erwachten, waren wir entschlossen den majestätischen Rigi, den schönsten und vortrefflichsten Berg der ganzen Schweiz zu besteigen, musten aber zu unserm grossen Misfallen bemerken, daß sein Scheitel mit schwarzem Gewölk umzogen war, was uns also von unserm Plane, eine göttliche Aussicht von seiner Höhe herab zu geniessen, wieder abbrachte. Dafür ward uns eine andere Freude, wir waren so glüklich in der unterhaltenden Gesellschaft des vorhin genannten Menschenfreundes, das verschüttete Thal abermals zu durchstreifen, und mit Gelassenheit und stiller ruhiger Ergebung in die unergründliche Fügung Gottes, erzählte er uns den beträchtlichen Verlust, der auch ihm persönlich durch dieß schaudervolle Ereignis erwachsen sey, indem er einen grossen Theil seines Vermögens, eine Menge der besten Capitalbriefe

die

die er in der Gemeinde Goldau und in der dortigen Gegend besessen hatte, verlohren habe. *)

Da

---

*) Ich trage kein Bedenken diesen vortrefflichen edeldenkenden Mann, den Herrn Kantons-Säkkelmeister, Carl Martin Zay, Doct. der Med., der in dem ganzen Kanton und von allen, die ihn kennen, für einen der kenntnisreichsten und würdigsten Männer gilt, hier namentlich zu nennen. Denn indem mich die Pflicht der Dankbarkeit jezt in der weiten Entfernung von ihm bei dem schmerzhaften aber noch immer lebhaften Andenken an sein Vaterland, dazu verbindet, Ihm nochmals meinen innigsten, wärmsten Dank für so viele uneigennüzzige Beweise seiner Liebe und Freundschaft gegen mich zu zollen, da ich einen grossen Theil meiner Bemerkungen über diesen traurigen Gegenstand Ihm vorzüglich verdanke, so hoffe ich, Er werde sich, wenn ihm anders diese Bogen zu Gesichte kommen sollten, noch jener beiden Fremdlinge am Wege zum Rigi ob Lauwerz erinnern, denen er durch Seine zuvorkommende Güte so viele Beweise einer edlen Freundschaft gab, und mir deßwegen verzeihen, daß ich seinen werthen Namen auch öffentlich der Welt bekannt gemacht habe. — Ich wünschte, daß jeder, der die Schweiz durchreist, viel solche edle Führer und Freunde finden möchte; mit solchen reist man nüzlich, angenehm und vortheilhaft: aber sie sind selten. C. A. d. H.

Da diese fürchterliche Catastrophe auch eine Menge Darstellungen in Drukschriften und Zeichnungen veranlasset hat, so halte ich es nicht für ganz überflüssig, alle die, welche mir zu Gesichte kamen und von denen ich einige Kenntnisse erhielt, zu nennen und beizufügen *).

Die erste besondere Drukschrift, die gleich in den ersten Tagen über diese Naturbegebenheit erschien, war folgende:

Bericht über die schauervolle Zerstörung der Ortschaften Goldau und Lauwerz 2c. Von einem Augenzeugen. Schwyz 1806. 8. 8 S. (Preis 6 kr.)

Der Verfasser nimmt die irrige Meinung von einem unterirdischen Feuer und einer vulkanischen Explosion an, welche statt gehabt haben soll und giebt irrig die Masse des eingestürzten Berges für Kalkstein und Steinkohlen an, da es doch mehrentheils Nagelflüe und ein letticher Boden war.

Die Aussicht von der Horrik am Rigiberg, gegen Goldau, Lauwerz und dem Roßberg. Vor der Zerstörung nach der Natur gezeichnet und gestochen von H. Keller. Bei Füßli in Zürich. (Illuminirte Abdrükke 3 fl. braune 1 fl. 20 Schillinge.)

Der

*) Dieses kleine Verzeichniß wurde dem Herausgeber, da die Briefe dem Druk übergeben werden sollten, gefälligst nachgesandt.

Der Bergfall bei Goldau. Zürich bei Orell, Füßli und Comp. von J. H. Meyer. 19 S. 8. mit 2 radirten Blättern und einer Erklärungstafel der beiden radirten Vorstellungen. (1 fl.)

Dieß Produkt vergriff sich sehr bald, da es schon in den ersten Monaten die 2te Ausgabe erlebte, und mit einem vortrefflichen geschriebenen Text auch ins Französische übergetragen wurde. Es ist bis jezt in topographischer Hinsicht das beste, das darüber erschienen ist.

Ansichten von Lauwerz, Busingen, Röthen und Goldau ꝛc. wie sie vor dem Unglük gewesen, und die Gegend, wie sie sich gegenwärtig befindet, in 4 Blättern treu nach der Natur gezeichnet, und colorirt, samt einem Text für 5 fl. 30 kr. bei Bleüler und Comp. an der Rheinbrükke zu Schaffhausen.

Beschreibung des schreklichen Naturereignisses zu Goldau, Röthen, Busingen, Lauwerz und Seewen, aus avthentischen Quellen gezogen. Aarau bei Christ, 8 S. 4. nebst 2 Vorstellungen der gegenwärtigen Ruine und einem schönen Chärtchen. (42 kr.)

Die Beschreibung, wie dieses Thal einst war, und wie es jezt ist, ist kurz und bündig, und schön geschrieben; auch das wohlfeilste und doch keineswegs das schlechteste, was bis jezt über diesen Vorfall erschienen ist.

Vorstellung des Lauwerzer Thals im Kanton Schwyz in zwey Blättern, die Gegend

 vor

vor und nach dem erfolgten Bergfall vorstellend, Querfol. Zürich bei Orell. (2 fl. 45 kr.)

Offizieller Bericht über den fürchterlichen und verheerenden Bergfall im Kanton Schwyz. Bern bei Stämpfly. 22 S. 8.

Dieses Buch entstand auf Veranlassung der beiden Staatsräthe Freudenreich und Bai, welche von der Berner Kantonsregierung als Abgeordnete nach Schwyz gesandt wurden. Der Leser findet hier eine nähere Betrachtung über den für den Kanton erwachsenen Schaden in ökonomischer Hinsicht, angestellt.

Eine Hülfsgesellschaft zu Zürich hob in einem am Neujahrstag 1807 erschienenen Werkchen eine der interessantesten Scenen dieser Verschüttung heraus, und Lips verherrlichte dasselbe durch die meisterhafte Darstellung dieser individuellen fürchterlich-schönen Scene, in welcher eine Mutter ihr Kind noch vor den daher stürzenden Trümmern rettet. Zürich. 4. (1 fl. 21 kr.)

Eine naturforschende Gesellschaft daselbst gab beim Neujahrsantritt 1807 ein schönes Kupfer des Bergfalles heraus (nach Rahn) ein Bild der furchtbarsten Zerstörung, ein Chaos von Trümmern und Ruinen. Der Text ist in geologischer und geognostischer Hinsicht von Conrad Escher zu Zürich vortreflich bearbeitet.

Eine Gesellschaft vom schwarzen Garten eben daselbst, hat durch einen gewissen Schanzen-

herr,

herr, Fehr, zu Zürich einen Plan vom Goldauer Thale im Vogelperspectiv zart und rein entworfen, wo nichts fehlt, um sich die deutlichste Uebersicht davon zu verschaffen.

Rahn in Zürich hat über das ehemalige und jezzige Thal von Goldau in seinen fünf Gemählden das Vortrefflichste geliefert.

Von Maurer gezeichnet und Meyer in Zürich gestochen ist für dasjenige Publikum, das nicht sowohl Belehrung als Darstellung des spezielsten Theils vom unglüklichen Dorf Goldau wünscht, und was bis jezt umsonst gesucht war, ganz kürzlich erst ein sehr anziehendes und in seiner Art einziges Blatt erschienen. Es stellt das Dorf Goldau in seinem Innern vor, und verdient mit Recht einem jeden Liebhaber von Darstellungen der Art empfohlen zu werden, besonders da es um den geringen Preis von 1 fl. 21 kr. verkauft wird.

Die Kantonsregierung von Schwyz lässt von Triner (in Bürglen Kanton Uri) zeichnen und von Lori in Neuenburg zum Besten der übrig gebliebenen Bewohner des Goldauer Thals in Kupfer stechen, einige grosse Darstellungen jener fürchterlichen Begebenheit, von welchen Kunstprodukten sich mit Recht erwarten lässet, daß sie sich vorzugsweise auszeichnen werden. Sie erscheinen mit nächstem. (Colorirt 2 Louisd'or, braun 1 Louisd'or.)

Acht und zwanzigster Brief.

Inhalt.

Fahrt über den Zuger See. Lachende Ufer. Zug. Fruchtbare Gefilde. Rapperschwiel. Ulrich v. Hutten. Politisches Gespräch. Ein lustiges Reiseabentheuer. Weinfelden. Constanz. Vortreffliche reizende Gegend. Johannes Huß.

Constanz den 11. Sept.

Wir schifften uns an dem vergangenen Dienstag Nachmittags in den See nach Zug ein, um die Nacht daselbst zuzubringen, und dann unsern Weg nach dem Züricher See hin weiter fortzusezzen. Auf der schönen Spiegelhelle dieses angenehmen stillen Wassers hatten wir recht Gelegenheit die traurigen Bilder von Scenen der verflossenen Tage uns nochmals ins Gedächtnis zurük zu rufen; und sie lagen auch so lebhaft, so scharf in unserer Seele, daß wir ihrer gar nicht los werden konnten, ja sie verfolgten uns so unaufhörlich, wie ein Gedanke oder eine

Me=

Melodie uns öfters bis zu einer schmerzhaften Empfindung heftig zu verfolgen pflegt. Denn wenn man einige Tage lang ein so trauriges, verwüstetes Thal durchwandelt, und bei den einzelnen Scenen des Jammers und des Elendes so vieles gedacht und empfunden hat, so findet man sich am Ende von alle der Last unangenehmer Bilder, die in der Seele auf- und abschweben, beinahe erdrükt, und man bedarf in der That wieder der Erholung und Ruhe.

Wehmüthig blikten wir nochmals in die betrübte und geängstigte Gegend zurük, und warfen unsern Freunden in Art, die uns so viele Freundschaft erwiesen hatten, noch ein leztes Lebewohl zu. Sobald man auf der Höhe des Wassers sich befindet, so siehet man erst, wie anmuthig dieser Flekken liegt. Der majestätische Rigi drängt sich dicht neben ihm an, und scheint gleichsam die Aufsicht über ihn zu führen, je weiter man sich aber von ihm entfernt, desto herrlicher präsentirt sich südlich dieser schönste aller Schweizerberge, der immer mahlerischer, immer prächtiger wird; und es that uns recht weh, daß die Umstände uns nicht erlaubten, seinen Scheitel zu besteigen. Weiter südwestlich hob der alte Pilatus mit einigen seiner Nachbarn sein graues Haupt empor und mit göttlichem Entzükken verweilten wir bei diesen und ähnlichen Gegenständen, die in dem sanft gebrochenen Licht der Abendsonne, die sich nun ihrem baldigen Untergang näherte, mit unaussprechlichem Reiz und namenloser Herr-

lichkeit vor unsern Augen in täuschender Nähe da lagen, indem wir die deutlichsten Bilder von allen diesen grossen Gegenständen auf der Spiegelhelle des Sees erblikten. Die nördlichen Ufer zu unsrer Linken waren zwar nicht vorzüglich belebt, und für das Auge unterhaltend, da weder grüne Hügel noch lachende Dorfschaften mahlerisch mit einander abwechselten, desto mehr ergözte sich aber unser Auge an den östlichen Ufern zu unserer Rechten, an welchen unser Nachen so sanft dahin gleitete. Das Seegestade war mit vielen zahmen Kastanienbäumen, die ganze Waldungen bildeten, geziert, denn indem die Bewohner dieser Gegend die Früchte dieses Baums dörren, und zu Mehl bereiten, treiben sie einen nicht unbeträchtlichen Handel damit in entfernte Gegenden. Doch beschäftiget sich der hiesige Landmann in dem Kanton Schwyz in müssigen Stunden häufig mit dem Gespinnst der Seide, welche nach Mailand und weiter nach Italien hinein versendet wird. Ich könnte Ihnen viel von den reizend schönen Dörfern erzählen, an denen wir vorüber fuhren, schildern die lieblichen halb hinter Obst- und Nußbäumen verstekten ländlichen Wohnungen, deren braune Wände von Weinreben umrankt waren, welche ihre süssen Früchte hie und da den spielenden Wellen des Sees zur Beute überliessen, — wenn ich nicht lieber wünschte, in wenigen Tagen Ihnen dieß Alles mündlich zu erzählen, da ich mich beeile bald in den Armen der lieben Meinen zu seyn.

Der

Der See war ziemlich lebhaft, viele Kähne und Lustschiffchen mit Reisenden angefüllt, fuhren vor uns vorüber, um die zerstörte Gegend bei Goldau zu betrachten, oder um die dortigen Gegenden mit Brod zu versehen, da in Ermanglung aller Fruchtfelder wöchentlich eine Menge mit Brod und Mehl beladener Schiffe von Zug nach Art gesendet werden. Bei so guter Unterhaltung, die sich uns von allen Seiten darbot, landeten wir in dem Kantonsstädtchen Zug an, nachdem wir fast in weniger als zwei Stunden Zeit bei günstigem Winde dahin gefahren waren. Ein schöner angenehmer Abend brach herein, der Mond stand hell und klar am blauen Himmel, rings umher feierte die Natur den Verlust des hingeschiedenen Tages, und harrete in dumpfer Erwartung des kommenden Morgens. Wir nahmen unser Nachtquartier im Hecht, um eine desto freiere Aussicht auf den schönen See zu geniessen, welcher die Mauern unsers Wirthshauses bespielte. Wir hielten uns in Zug gar nicht auf, besahen blos eine alte Kirche von gothischer Bauart, die für den Liebhaber von Gebäuden nach solchem Geschmak, interessant seyn muß, und bemerkten, wie nicht blos dieses Gotteshaus, sondern die Stadt selbst ein hohes Alterthum verrieth.

Wir hatten nun zwar einen etwas beschwerlichen Weg nach Menzingen, dem lezten Dorfe des Kantons Zug, nach Zürich hin gelegen, zu betreten, zu welchem wir mehr als zwey Stunden lang hin-

hinauf steigen musten; allein der Anblik einer so reizenden vortrefflich angebauten Gegend, die reichen unter ihrer süssen Last fast dahin sinkenden Bäume von Obst und Früchten aller Art, gaben uns so viel Anlaß zu betrachten und zu bewundern, daß wir unvermerkt das Dorf erreichten. Oft schlängelte sich unser Weg durch fette Wiesen hindurch auf welchen Kühe von auffallender Grösse und Schönheit schwelgten, oder wir durchwandelten stundenlange Obstbaumreihen, wo uns die schönsten abgefallenen Aepfel und Birnen mit rothen vollen Wangen anlachten, und sie aufzulesen uns gleichsam baten; und wir hätten sie auch unmöglich liegen lassen können, wenn nicht deren zu viele, und wir genöthiget gewesen wären, uns eine grosse Last aufzubürden. Denn der Reichthum dieser Früchte ist hier sehr groß, und der Landmann achtet des abgefallenen Obstes wenig. In der Gemeinde Hütten traten wir wieder auf Züricher Kantonsgebiet, und kaum hatten wir dieß Dorf zurükgelegt, so lag auch der ganze See, der diesem Kanton den Namen leiht, in der Entfernung die Hauptstadt desselben, und eine Menge schöner Flekken und Dörfer, die einen lieblichen Kranz um seine Ufer winden, majestätisch vor unsern Augen. Wir standen hier lange auf dieser angenehmen Höhe, in frohe Empfindungen versenkt und überliessen uns ganz dem wonnigen Eindruk der grossen und erhabenen Scenen, die sich unserm Blikke darstellten, da wohl kein See in der Schweiz zu finden

den ist, dessen Ufer so viel Angenehmes, Liebliches, Sanftes und Reizendes in so grosser Mannigfaltigkeit vereiniget als dieser und keiner durch seine Kultur und Fruchtbarkeit auch so viel Interesse darbietet, als der Züricher See. Hier auf diesem Berge, wo wir eine geraume Zeit verweilten, und wo mein Auge an dieser erhabenen göttlichen Aussicht sich erquikte, freute ich mich innig, daß das menschliche Herz Gott mehr empfinden, als unser Verstand ihn denken und ermessen kann.

Wir wandelten still den Berg hinab, und befanden uns gegen unsere Erwartung wieder in dem Gebiete des Kantons Schwyz, welches sich hier unter dem Namen des Distrikts der Höfe oder Meyereyen, als ein schmahler Strich Landes an den südwestlichen Ufern des vorhin genannten Sees ausbreitet. Auch hier athmet Alles Fleis und Thätigkeit, Alles kündiget die edle Freiheit an, die der Landmann hier geniesst, Alles zeigt von Glük und Wohlstand, in welchem er lebt, da Weinberge und Obstwälder, fruchtbare Felder und fette Wiesmatten, mahlerisch mit einander abwechseln, und das Auge und Herz des Wandrers ergözzen. Sehnsuchtsvoll blikten wir hin nach Rapperschwiel, wo wir zu übernachten gedachten. Da der Abend mit starken Schritten heran nahete, so eilten wir um so mehr daselbst anzulangen, weil wir besonders eine lange schmale Brükke über den See zu passiren hatten, die nur mit Querbrettern belegt

ist,

ist, welche nicht angenagelt und befestiget, auch nur so lange sind, daß höchstens drei Personen sorgenlos neben einander gehen können. Da sie nun eine Viertelstunde lang, und nicht einmal mit Seitengeländern versehen ist, die Bretter vielmehr voneinander klaffen und sich hin und her bewegen, so geht ein etwas furchtsamer Reisender nicht ohne Besorgnis darüber. Man forderte einen jeden von uns beim Eintritt in die Stadt Rapperschwiel 3 Kreuzer Brükkenzoll ab, der dazu dient, die Brükke in gutem Stande zu erhalten, der aber jährlich bei Weitem nicht hinreicht, die Kosten zu dekken, die von Zeit zu Zeit zu bestreiten sind, da ein heftiger Wind nur all zu oft die lokkern Bretter in die See wirft, und mancherlei Schaden bereitet.

Nahe an der Brükke, zu unserer Linken, sahen wir die kleine Insel Ufnau, welche dem Fürsten von Einsiedeln gehört, mit zwei Kirchen, einigen fürstlichen Oekonomie-Gebäuden versehen, und gewiß ein prächtiges Eiland zu nennen ist. Hier wurde Ulrich von Hutten, ein gelehrter Ritter und Venuspriester seiner Zeit, 1523 begraben, in der Folge aber wegen seiner Anhänglichkeit an die neue Lehre, und wegen seiner Bekanntschaft mit Luthern, durch den einfältig-frommen Eifer der Mönche von Einsiedeln wieder ausgegraben, und seine Grabstätte zerstört. Folgendes Grabmahl hatte man ihm gesezt:

Hic eques auratus jacet, oratorque disertus,
Huttenus vates, carmine et ense potens. *)

Das alte Städtchen Rapperschwiel liegt in einer sehr angenehmen reizenden Gegend am See, wo er am schmälsten ist, ist schwach bevölkert, und nichts weniger als industriös, daher auch in dem geschlossenen Hafen ausser einigen Speditionsgeschäften wenig Handel getrieben wird. Die Einwohner bekennen sich zur katholischen Religion und nur seit einigen Jahren wohnen einige wenige reformirte Familien in der Stadt, um durch ihr Beispiel von Fleis und

*) Huttens Leben haben folgende Gelehrte bearbeitet:

Joh. Burgkard de Ulrici de Hutten fatis ac meritis. Wolfenbüttel 1717.

Panzers Schrift: Ulrich von Hutten. Nürnberg 1798. 8. ist vorzüglich in literärischer Hinsicht wichtig.

Meiners, Professors in Göttingen, Leben Ulrichs von Hutten, Zürich 1797.

Füßli bearbeitete ebenfalls eine Biographie von ihm.

Schubart, Lebensbeschreibung Ulrichs von Hutten, Leipzig 1791.

Herder stiftete ihm vorzüglich ein Denkmal ohne Gleichen.

Wagenseil hatte in seiner Lebensbeschreibung, die er von diesem Gelehrten geliefert, sich das Verdienst erworben, seine seltenen Schriften gesammelt zu haben.

und Thätigkeit und durch die vor der Stadt von ihnen angelegten Baumwollen-Spinnmaschinen den übrigen Bewohnern die Anleitung zu geben, wie sie nach und nach bei der vortheilhaften Lage ihrer Stadt, Industrie und Handel empor bringen könnten.

In dem Wirthshause, wo wir übernachteten, wurde über politische Gegenstände (wie dieß hier zu Lande so allgemein gebräuchlich ist,) viel und mancherlei gesprochen und pro et contra gestritten. Ein anwesender Landmann aus dem benachbarten Kanton Schwyz lobte sich die gute Verfassung seines freien Urkantons, indem er behauptete: „daß in „der ganzen Schweiz nirgends mehr Freiheit (so „weit sich diese bei dem Einfluß einer fremden „Macht denken lasse) zu finden sey, als in den klei„nen Kantonen, namentlich in dem seinen. Jeder „Schwyzer sey bei Gefahren Soldat, und jeder strei„te gern für seinen Heerd, und folge der Fahne der „Freiheit, wohin ihn Pflicht und Gewissen rufe. „Bei dem Einmarsch der Neufranken habe Schwyz „den deutlichsten Beweis wahrer Vaterlandsliebe „an den Tag gelegt, und mehr für die ganze Eid„genossenschaft geleistet, als alle übrigen Kantone „zusammengenommen. Nach und nach seyen alle „zurükgetreten, nur sie allein hätten es mit den „Franzosen aufgenommen, Gut und Blut für die „Freiheit gewagt, ihnen solche Wunden geschlagen „und so lange mit Leib und Leben gekämpft, bis „sie am Ende wohl gesehen, daß sie obwohl siegend,

„we-

„wegen der Kleinheit ihres tapfern Häufleins, der
„Uebermacht nicht würden in der Länge Troz bieten
„können. Wo sey also ein Kanton, der so brav
„und ausdauernd für sein Vaterland und seine Frei=
„heit gestritten habe? Dafür aber geniessen wir
„auch, sezte er hinzu, eine Menge Vorzüge, deren
„sich viele reichere und grössere Kantone nicht zu er=
„freuen haben. Wir entrichten keine Abgaben,
„Steuern, Gefälle, von welcher Art sie auch seyn
„mögen, jeder darf ein Gewerbe, eine Kunst oder
„irgend eine redliche Handthierung treiben, er giebt
„keinen Rappen (eine hier zu Lande gewöhnliche
„kleine Kupfermünze) dafür ab. Wir halten keine
„kostspieligen Staatsdiener oder stehende Kriegs=
„truppen, jeder ehrliche Landmann macht sichs zur
„Freude dem Vaterlande umsonst und ohne Inter=
„esse zu dienen, und Blut und Leben zum Wohl
„des Ganzen darzubringen, auch Aemter des Staats
„zu verwalten ohne etwas zur Besoldung dafür an=
„zunehmen.“

Wie ganz anders ist die Verfassung in andern Kantonen, und namentlich in dem Eurigen (denn Rapperschwiel gehört zu St. Gallen;). Wie viele Kosten und überflüssigen Aufwand verursachet es einem Vater, ehe er seine Kinder zum Soldatenstand zugerüstet, und nach der Vorschrift gehörig montirt hat; und sind sie endlich mit Mühe und Noth mit Waffen und Gewehr versehen, so fordert man ihm auch noch seinen Beitrag als Gemeinds=

bürger zur Montirung derjenigen Jünglinge ab, die zu arm sind, um auf eigene Kosten diese Ausgabe bestreiten zu können, weil jede Gemeinde ihre Armen in allen Fällen selbst erhalten muß. Wie viel Verdruß, wie viel Unwillen hat dieß nicht öfters schon erregt. Wie viel Gelder werden nicht in diesem Kanton erfordert, um die Staatsdiener sämtlich zu besolden, und ein Korps kostspieliger Landjäger zu unterhalten, die zwar den Nuzzen haben, daß sie Briefe von den Posthäusern richtig von einem Dorf zum andern, für ihre Extrabezahlung, besorgen, aber in der Hauptsache doch den Zwek nicht erreichen, den Kanton vom Bettelgesindel zu befreien, das nach wie vor ein- und auszieht, und den Bewohnern lästig fällt. Wie drükkend ist nicht für den gemeinen Mann die Abgabe nach dem Vermögensfuß, die von Zeit zu Zeit eingezogen wird? Wie lästig für jeden Kantonsbürger, der nur ein Glas Wein oder Most ausschenket, eine jährliche Abgabe dafür zu entrichten? Wie viel zwekmässiger und für den Gemeindsbürger weniger drükkend wäre lieber statt der Vermögenssteuer eine Stempeltaxe und Salzauflage zu machen. Jene beträfe den Reichen und Begütterten, diese mehr den Landmann, der zwar viel Salz bedarf, aber eine solche Abgabe viel weniger achten und in Betrachtung ziehen würde, da auf diese Weise bei dem ansehnlichen Viehstand im Kanton, und dem nöthigen Salzaufwand jährlich ein grosses Geld zusammen gebracht werden könnte.

Diese

Diese und ähnliche Discurse wurden untereinander geführt, während wir aufmerksame Zuhörer davon waren, ohne uns jedoch in das Gespräch zu mischen, und ich lasse es überdies an seinen Ort gestellt seyn, ob diese Raisonements, die ganz aus der Natur geschöpft sind, einiger Aufmerksamkeit würdig sind oder nicht.

Kaum hatte am folgenden Tag die freudebringende Aurora ihre purpurnen Strahlen am Himmel verbreitet, so gedachten wir auch schon an die Fortsezzung unsrer Reise, da ich nach einer mehrere Monate langen Abwesenheit von den lieben Meinen sehnsuchtsvoll verlange sie wieder zu sehen, und daher um so mehr die Fortsezzung derselben beschleunigte. Von Rapperschwiel gelangten wir auf einer gut unterhaltenen Landstrasse, längs dem See hin, nach Schmerikon, wo wir uns erst vor mehreren Tagen nach Altendorf eingeschiffet hatten. Ich gedachte nun über Lichtensteig nach St. Gallen zu gehen und sodann über den Bodensee nach Lindau den Rükweg ins liebe Vaterland wieder anzutretten, den ich gekommen war. Doch erhielt mein Plan zu Lichtensteig eine andre Wendung, indem ich hier die Bekanntschaft eines jungen Herren aus Weinfelden (Kanton Thurgäu) machte, durch den ich mich leicht überreden lies meine Heimreise über Constanz zu machen, was ich mir auch gerne gefallen lies, da ich hier wieder Gelegenheit hatte, eine ganz neue vortreffliche Gegend kennen zu lernen,

nen,

nen, und dieser Herr die Gefälligkeit hatte mir seinen Wagen anzubieten, und bis Weinfelden Gesellschaft zu leisten. Daher trennte ich mich nun von meinem lieben Freund und Reisegefährten, in dessen Umgang und Unterhaltung ich in dem Innern der kleinen Kantone so viele angenehme Stunden genossen hatte, gab ihm einen Brief nach St. Gallen mit, um von dort aus meine Reisesachen, die ich daselbst zurükgelassen hatte, über Lindau nach Stuttgard abgehen zu lassen, wo sie, wie ich hoffe, wohlbehalten bei Ihnen eintreffen werden.

Wir fuhren nun, nachdem mein neuer Reisegefährte seine Geschäfte beendiget hatte, über das Städtchen Wiel nach Weinfelden ab. Unter Weges trafen wir in ein kleines Dörfchen, wo eben ein artiges Mädchen beschäftiget war, am Brunnen Wasser zu schöpfen. Mein Gesellschafter ein jovialischer, lustiger und heiterer Mann, der gerne ein Späschen machte, wenn es ohne Schaden und Nachtheil des Andern geschehen konnte, fragte das liebe Kind ganz ernsthaft und ohne eine lächelnde Miene zu verrathen: wer heute das Hemde im Dorfe anhabe? Ueber diese Frage wurde das Mädchen aber so bös und aufgebracht, daß sie, statt dieselbe mit einer Antwort zu erwiedern, eine Menge Lästerworte über ihn ausschüttete, und wir uns eilig aus dem Staube machten, da sie die besten Anstalten traf, uns derb zu durchnässen. Als wir uns wieder in Sicherheit befanden, fragte ich, bei diesem sonderba-

ren

ren Vorfalle sehr betroffen, meinen Gefährten um den Grund jener Frage und warum jenes Mädchen darüber so in Hizze und Eifer gerathen sey? Nach einer alten Tradition, erzählte er, sollen einst die Einwohner dieses Dorfes insgesammt nur ein Hemde besessen haben, an welchem alle, einem freundschaftlichen Vertrage nach, gleichen Antheil hatten, daher es einen Tag nach dem andern von Haus zu Haus bald links bald rechts wanderte, denn jeder Theilhaber durfte dasselbe nur einen Tag lang tragen, und war alle Abende verbunden, das Hemde an die Säule des Wassertrogs zu hängen; der nun welcher des folgenden Tages am früheſten Wasser holte, hatte das Recht es anzulegen, und dann wieder damit eben so am Abend zu verfahren wie der vorige. Dieser Spaß, denn weiter mag es wohl nichts seyn, habe aber schon, sezte mein lustiger Gesellschafter hinzu, in diesem Dorfe solche Verdrüßlichkeiten gebohren, daß fast Mord und Todschlag zwischen den Bewohnern und andern Benachbarten darüber entstanden sey. So daß sich so leicht niemand getraue in Gegenwart mehrerer Einwohner nach dem Hemde zu fragen, wenn er nicht Gefahr laufen will, Schläge oder wenigstens Scheltworte mit heim zu nehmen.

Unter solchen und ähnlichen Geschichten, die wir einander zur Erschütterung des Zwerchfells mittheilten, kamen wir unvermerkt an dem Orte unsrer Bestimmung in Weinfelden an, welcher Ort den Na-

men in der That führt, da dessen Bewohner mit der Landwirthschaft, besonders dem Wein- und Obstbau sehr beschäftiget sind, und im Weinhandel sehr weitläuftige Geschäfte machen. Der Flekken selbst ist nahrhaft und volkreich, und die ganze Gegend reizend und angenehm, und gleich einem irdischen Paradies mit den lustigsten Weinreben und Obstpflanzungen umgeben, die die unterhaltendeste Ansicht gewähren.

Ich sezte nun wieder von hier aus meinen Weg zu Fuß weiter fort, und erreichte in wenig Stunden die alte berühmte Stadt Constanz, wo ich nun einige günstige Augenblikke benüzze, um Ihnen in diesem meinem lezten Briefe aus der Schweiz den Rest meiner Bemerkungen mitzutheilen, da ich hoffe in wenigen Tagen wieder in Ihren Armen zu seyn.

Diese Stadt hat ein altes ehrwürdiges Ansehen, und präsentirt sich in ihrer ernstlichen Würde von Weitem ungemein schön. Tritt man aber hinein, so herrscht überall eine auffallende Todesstille; ihre Strassen, besonders in der Vorstadt, sind fast ganz menschenleer, und mit Gras bewachsen, und vor mehreren Häusern erblikt man ganze Wiesen, die denn gleich auf den Mangel an Bevölkerung und auf den schlechten Handelsbetrieb einen sichern Schluß machen lassen. Sie zählt ohngefähr 800 Häuser und nur 3000 Einwohner *), was man kaum glauben soll-

*) Schmidt in seiner deutschen Geschichte meldet, daß bei dem Constanzer Concilium nur gegen

sollte, wenn man in jene Zeiten zurükdenkt, wo während des berühmten Conciliums daselbst gegen 36000 Menschen durch Handel und Gewerbe sich in einem blühenden Wohlstand versezt hatten. Von diesem ehemaligen Wohlstand ist kaum ein schwacher Schatten noch übrig, was um so bedauernswürdiger ist, da ich wenig Städte in Teutschland kenne, die eine so reizende und für den Handelsbetrieb eine vortheilhaftere Lage besässen, als Constanz. An der Gränze von Schwaben, der Kornkammer Helvetiens, am Eintritt der kornarmen, aber betriebsamen und handelnden Schweiz, in einer so äusserst fruchtbaren, gesegneten und wohl angebauten Gegend, zur Rechten den Boden- und zur Linken den Zellersee, ist sie gleichsam von der Natur bestimmt, eine Handelsstadt der ersten Grösse zu seyn, wenn — wenn nicht allerlei Ursachen vorhanden wären, die die Industrie aus ihrer Mitte vertrieben hätten. Zu bedauern ist es, daß sie nicht zur Schweiz gehört, da diese Vereinigung der Stadt und der Schweiz selbst grosse Vortheile bringen würde. Und da sie ausserhalb der Ringmauern kein Gebiet besizt, und die Gränzen des Kantons Thurgäu bis vor die Thore der Stadt reichen, so hat dieser Umstand schon oft

 Ver-

3000 Pferde und manchmal bis 100,000 Fremde anwesend gewesen wären. Müller in seiner Schweizergeschichte nimmt sogar fast 1000 Lustdirnen, die daran mit Antheil genommen.

Veranlassung gegeben, eine nähere Verbindung zu wünschen. Noch einige Lebhaftigkeit, aber keinen Gewinn, verschafft ihr gegenwärtig die Anwesenheit mehrerer hundert Franzosen, die, man weiß selbst nicht warum? schon seit geraumer Zeit hier in Kantonirung liegen.

Die Lage dieser Stadt und ihrer Umgebungen ist ungemein reizend und lachend, besonders wenn man sie auf dem Thurme der Domkirche übersiehet. Nichts in der That ist mit dieser Aussicht, die das Auge auf diesem Standpunkt fesselt, zu vergleichen, da über die ganze Gegend so viel nahmenlose Reize ausgegossen sind, als man wohl schwerlich in irgend einem Gesichtskreise finden wird. Daher bezauberten diese Schönheiten der Natur auch mir Auge und Herz und versezten mich in das reinste Wonnegefühl. Von Ferne zeigten sich die gen Himmel starrenden Gebirgsreihen des Appenzeller Landes, in der Nähe umher lauter grünende, fruchttragende, sanfte Hügel, die sich den See entlang in lachenden Ebenen verlohren. Die bischöfliche Residenz von Mörsburg und der mit verschiedenen schönen Ortschaften, Schlössern und Klöstern bekränzte See, die liebliche Insel Meinau, sind die Gegenstände, welche das Auge besonders entzükken, die Phantasie mit den angenehmsten Bildern, und das Herz mit unbeschreiblich süssen Empfindungen erfüllen. Ich spazierte an dem schönen Hafen der Stadt, und ergözte mich an dem stillen See, dessen unbewegte Ober-

flä-

fläche den wolkenleeren, heitern Himmel wiederspiegelt, und fand hier mehr Lebhaftigkeit, als ich bei der Todtenstille der Stadt erwartet hätte. Die französischen Soldaten, die gewiß auf Gottes weiter Erde die heitersten und geselligsten Menschen, semper lustig, nunquam traurig sind, trieben auch hier ihr Wesen, ruderten im Hafen hin und her, sangen und pfiffen nach ihrer eigenthümlichen Munterkeit, daß man sie selbst als Feinde lieben muß, wenigstens versicherte man mich mehrmals in der Schweiz, daß man diese feindlichen Truppen zur Zeit der Revolution viel lieber, als die freundschaftlich gesinneten helvetischen Truppen einquartirt habe.

Daß ich auch bey meiner Anwesenheit in Constanz das Andenken Hussens werde erneuert, und diejenigen Merkwürdigkeiten aufgesucht haben, die man hier noch immer von diesem Märtyrer der Wahrheit zeigt, werden sie wohl glauben. In einem ehemaligen Kloster, das jezt in eine Kottunfabrik umgeschaffen ist, besah ich das Gefängnis, worin er lag. Ein dunkles dumpfes Loch öffnete man mir, und ich schauderte zurük bei dem Gedanken, daß die Menschheit so grausam seyn, und einem Mann von solchen Verdiensten, also behandeln könne! Doch sagte der Herr, der mich herumzuführen die Güte hatte, daß man nicht ohne Grund sehr daran zweifle, ob in der That dieses Loch sein Gefängnis gewesen, welcher Meinung zwar viele bisher gewesen wären, da es weit wahrscheinlicher sei,

 daß

daß er zu Gottlieben (einem Flekken anderthalb Stunden unter Constanz am Rhein, im Kanton Thurgäu) mit Hieronymus von Prag gefangen gesessen sey. Auch das Haus, worin er gefangen genommen wurde, und wo sein Kopf in Stein gehauen, angebracht ist, suchte ich auf, und las unter dem Bildnis folgende Schrift:

O weh mir armen Tropf,
Hier nahm man mich beim Kopf,
Hieher ich entronnen war,
Bin doch nicht kommen aus der Gefahr.

Hierbei erinnere ich mich noch mit vielem Wohlgefallen eines vortrefflichen kleinen Schriftchens, welches ich über diesen Gegenstand gelesen habe. Johannes Franz Poggius, ein italiänischer Mönch aus der Gesellschaft Jesu, begleitete den Pabst Johannes XXIII. auf das berüchtigte Concilium nach Constanz. Bei dieser Gelegenheit theilt er einem seiner Freunde die Bemerkungen mit, die er während seines Aufenthaltes in der Schweiz und nahmentlich auch zu Constanz niederschrieb, und die so interessant, unterhaltend und noch überdieß in einem so schönen lateinischen Stile, in gedrängter Kürze abgefasst sind, daß es mich nie reuen wird, dieselben gelesen zu haben. Meisterhaft ist besonders sein Bericht über die ganze Verhandlung mit Huß dargestellt, daß ich wohl sagen kann: über diesen Gegenstand der Kirchengeschichte hat mir keine Schrift grösseres Vergnügen gemacht, als die Lectüre

re dieser Briefe. Doch muß ich gestehen, die Werke eines Herm. van der Hardt oder eines l'Enfant, die freilich von vielen andern zitirt, aber nicht gelesen wurden, — nicht studirt zu haben. Mit der grössesten Hochachtung spricht Poggius von Hussens moralischem Charakter; mit der grössesten Bewunderung rühmt er seine ausserordentliche Gelehrsamkeit, aber auch mit Bedauern gedenkt er der Hartnäkkigkeit, mit welcher er an seinen angenommenen Lehrsäzzen fest halte, und bedauert, daß Huß nicht widerrufen und in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurükkehren wolle. Und gewiß würde er nicht verbrannt worden seyn, wenn alle gedacht hätten wie Poggius.

In wenig Tagen nun hoffe ich Sie, gel. Eltern und Geschwister, wieder zu sehen, und über mancherlei Gegenstände mit Ihnen mich weitläuftiger unterhalten zu können. Und wenn Sie bei der Lektüre dieser Briefe nur den tausendsten Theil von Freuden empfinden, die ich empfand als ich dieselben niederschrieb, so ist meine kleine Mühe auf das reichlichste belohnt; denn gewiß stets wird mir von dieser schönen Reise das Andenken an einen überaus angenehm durchlebten Zeitraum meines Lebens unvergeßlich bleiben.

Anhang.

Suum cuique.

Bis jezt hat sich noch kein Reisebeschreiber um die Schweiz und nahmentlich auch um das Appenzeller Land grössere Verdienste erworben, als Herr D. Ebel, — dieß bleibt eine ausgemachte Sache, — gleichwohl wird nie ein Buch geschrieben werden, das nicht noch einer Verbesserung fähig wäre. Da mir nun schon in einigen öffentlichen Schriften, nahmentlich in dem Bündner Sammler, den ich bei meinem Aufenthalt in St. Gallen las, Berichtigungen zu Gesichte gekommen sind, die zur Vervollkommnung der Ebelschen Werke nicht wenig beitragen, so wage ich auch in diesem Anhang das Eine und Andre hinzuzufügen, was mir in dem Werke des Herrn Ebel: Schilderung des Gebirgsvolkes vom Kanton Appenzell, anstössig und auffallend vorgekommen ist, in der Hoffnung: er werde meine gute Absicht erkennen, da ich die Bewohner dieses Kantons einige Zeit länger beobachten konnte, als er.

Der geehrte Hr. Verf. betrat dieses Land mit solch einer Begeisterung, mit solch einem Enthusiasmus, daß es kein Wunder ist, wenn er überall Vollkommenheiten, ächten Freiheitssinn und Bieder-

keit

keit fand, und manche Mängel und Unvollkommenheiten übersieht oder entschuldiget. Er zieht sogar gegen diejenigen zu Felde, die nicht mit ihm einer Meinung sind, oder das sehen wollten, was er sah; daher der Hr. Prof. Meiners in Göttingen, dessen Reisebeschreibung durch die Schweiz bei den vielen Fehlern die sie an sich trägt, in Rüksicht der schönen Darstellung und der malerischen Schilderungen immer unter die besten Werke der Art gehört, weil er eine andre Ansicht hatte als er, hie und da schlecht weg kommt. Ja er hält sich sogar verpflichtet, diejenigen Widerlegungen, welche Ebels verstorbener Lehrer, der Prof. Stuve 1791 im braunschweigischen Journal gegen Herrn Meiners hatte einrükken lassen, und die seiner Meinung nach nicht allgemein bekannt und gelesen worden wären, am Ende des vorhin angezeigten Werkes nochmals abdrukken, und mit seinen Bemerkungen bekräftigen zu lassen, um die harten Beschuldigungen, und ungegründeten Urtheile, die von einem flüchtigen Hörensagen leichtsinnig ins Publikum geschrieben worden wären, zu Boden zu schlagen, welche sich Hr. Prof. Meiners gegen das Volk (Appenzeller) erlaubt habe.

Ich habe nun beide Werke gelesen, und mit Aufmerksamkeit mehrere Male gelesen, kann zwar nach meinem Urtheil und nach der selbst eigenen Erfahrung, die ich zu machen Gelegenheit hatte, einer Seits manche schiefe Ansichten, ungegründete Beschuldigungen und grobe Uebertreibungen des Herrn Meiners keineswegs entschuldigen, oder gegen Herrn Ebel in Schuz nehmen, aber andrer Seits behaupte ich doch mit allem Rechte, daß Herr Ebel zu weit geht, wenn er seinem Gegner Fehler aufbürdet, die er in der That nicht hat, wenn er selbst aus allzu sclavischer Anhänglichkeit und Liebe gegen dies Volk alles verkleinern und entschuldigen will, was seiner Schrift hie und da den Anschein von Partheilichkeit giebt, ohnerachtet ich nochmals bekenne,

daß

daß Herr Ebel im Ganzen genommen mehr geleistet habe, als jemals vor ihm ein Schriftsteller über dieses Land.

Herr Ebel beginnt das 25te Capitel seiner Schilderungen mit den vielsagenden Worten: Die Appenzeller sind allgemein ein Stolz der Schweizer, überall spricht man von ihrem Wiz, Verstand mit eigenem Wohlgefallen ꝛc. ꝛc. Ich und Herr Ebel waren beide Reisende durch Appenzell, also Männer, die nur eine kurze Zeit ein Land durchreisten, und als solche waren wir wohl beyde nicht ganz im Stande ein Urtheil über ein ganzes Volk zu entwerfen, welches nur dem möglich ist, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit eine geraume Zeit lang unter einem solchen Volke lebt und Menschenbeobachtungen zu seinem Hauptgeschäfte macht. Ich hatte Gelegenheit zu Gaiß mehrere der angesehensten Männer aus verschiedenen Ländern und Ständen, die theils aus Berlin, Wien, Bern, Zürich ꝛc. der Schottenkur wegen sich hier eingefunden hatten, kennen zu lernen, und mich mit Personen zu unterhalten, die sich eine geraume Zeit hier aufhielten, und selbst die ganze Schweiz schon mehrmals bereist hatten, aber keiner war so enthusiastisch für dieses Volk eingenommen, daß er es den Stolz der Schweiz genannt hätte! Ich sprach auch einige Herren aus dem Kaufmannsstande zu Herisau, die selbst Appenzeller waren, aber bescheiden sich mitten in die Klasse der übrigen Kantone sezten. Und keiner hätte den stolzen Gedanken zu äussern gewagt, ihren Verstand und ihre Kraftäusserung in der ganzen Eidgenossenschaft obenan zu stellen. Dieser vielsagende Ausdruk galt wohl damals, als Ulrich Rodach am Stoß sank, und Appenzell seine furchtbaren Waffen nahe und fern in die Schweiz und selbst weit nach Teutschland hinein trug; aber die Zeiten ändern sich. Hatte also Herr Ebel irgend wo gehört: die Appenzeller wären der wahre Stolz der Schweizer, so würde er wohl gethan

than haben, die Quelle zu untersuchen, aus welcher dieser Ausdruk hervorgieng. Weit entfernt, daß ich dem Charakter der braven Appenzeller zu nahe treten und ihnen einen Ruhm streitig machen wollte, den ihnen Herr Ebel beilegt, erkenne ich sie für das, was sie sind, und wofür sich jeder Vernünftige und Bescheidene unter ihnen selbst hält.

In einer andern Stelle behauptet Herr Stuve, — oder welches hier einerlei ist, Herr Ebel: Er kenne keine Volk, wo weniger Lekkerhaftigkeit, Völlerei, Ueppigkeit und Zügellosigkeit der Jugend herrsche als hier. Dieß ist eine Behauptung, welche man im Grunde gar nicht zur Sprache bringen, über welchen Gegenstand man vielmehr schweigen sollte, da ich glaube, kein aufrichtiger Appenzeller werde hier völlig seine Landsleute in Schuz nehmen. Ich lege keineswegs ihnen diese Fehler als Nationalfehler bey, glaube aber meinen Monate lang angestellten Bemerkungen zufolge behaupten zu können, daß vorzüglich in manchen Gemeinden dieses Landes viel Schlimmes der Art eingerissen sey. Ja ich könnte sogar aus gedrukten Schriften beweisen, daß alles Elend der Revolution, der Ueppigkeit und Verschwendung, dem Uebermuth und der Wollust beigelegt wird, welche den Verfall des Volkes veranlaßt hätten. Hier schildern ächte und wohlmeinende Freunde des Vaterlands mit Wehmuth den Verfall der Sitten und die Abnahme der Treue und Nächstenliebe; sie zeigen, daß der Anfang dieses Sittenverderbnisses und der daraus entstehenden Laster, in jene Periode zu sezzen sey, wo der Appenzeller sagte: Wir haben jezt gute Zeiten! Und diese guten Zeiten fallen gerade in die Jahre, in welchen Herr Meiners durch Appenzell reiste, bey welcher Gelegenheit er aber die Bemerkung machte, daß Völlerei, Ueppigkeit und Zügellosigkeit unter dem jungen Volke eingerissen sey. Herr Ebel aber nennt es Verläumdung, so etwas behaupten zu wollen. Wenn also doch hiesige Schrift-

stel-

steller über diese eingeschlichenen Mängel und Fehler selbst klagen, — so weiß ich nicht, und überlasse es jedem Vernünftigen, ob diesen Männern mehr Glauben beizumessen sey, als Herrn Ebel, der doch nur wenige Wochen lang sich hier im Lande aufgehalten, und — von dem allen nichts wissen will. Darum glaube ich unmaasgeblich über diesen Punkt so viel: Es geht leider hier wie es in andern Ländern auch geht, da solche und ähnliche Klagen in mehreren Städten und Gegenden geführt werden, weshalb ich die Appenzeller weder für besser noch schlimmer als andre Leute halte.

Was in dem 12ten Zusaz des Herrn Ebel die Worte anbetrifft: Man kann mit Zuverlässigkeit versichern, daß besonders in Ausser-Roden die wahren Notabeln am Verstande, an Kenntnissen und Rechtschaffenheit, von dem Volke stets an die Spizze des Landes gestellt werden, und daß es schlechterdings falsch sey, daß unwissende und unwürdige Landleute je zu den hohen Landesämtern ernannt werden rc. so ist dieß nicht unbedingt, sondern nur unter gewisser Einschränkung wahr. Und wenn Herr Ebel darüber einige Erkundigungen angestellt hätte, wie ich, so würde er gewiß auch von solchen Beispielen gehört haben, die das Gegentheil gerade von dem sagen, was er so eben schlechterdings behaupten will. Gar oft nimmt der Landmann an der Landsgemeinde bei seiner Wahl auf solche Männer Rüksicht, die durch äussere Statur, Grösse des Körpers, gutes Mundwerk, und allgemein einschmeichelndes Betragen im Umgang sich vorzüglich auszeichnen, und sich dadurch empfehlen. Und ich frage einen jeden Leser dieser Worte: kann es wohl bei einer Volkswahl anders seyn? Ich will, indem ich die Worte des Herrn Ebel bescheiden widerlege, meine Meinung mit einem Exempel belegen: In den siebenziger Jahren, (deutlicher und bestimmter, kann ich es

nicht angeben) erlangte ein Landmann aus der Gemeinde Teuffen, Namens Koller die Würde eines Landfähndrichs, welche unter die ersten Aemter des Landes gerechnet wird. Der Mann war seines Handwerks ein Schuhmacher, und fand, da diese seine Profession ihm zu gering war, oder ihn nicht mehr ernähren wollte, in sich den Ruf zu einem Advokaten. Da er sich nun die Liebe des Volks zu verschaffen wuste, erzeigte es ihm die Ehre und erhob ihn zu dieser Würde. Man hat mir so viel Zweideutiges und Sonderbares von dessen Leben und Amtsführung gesagt, daß ich mich enthalte es anzuführen, und nur so viel bemerke, daß dieser Schuhmacher nach dem Zeugnis aller vernünftigen Appenzeller ein solches Amt zu führen, ganz ungeschikt und untauglich war, und das Sprichwort also auch hier bewährt erfunden wurde, wie überall: ne sutor ultra crepidam. Und wie viele Beispiele in der ältern und neuern Geschichte dieses Volkes finden sich nicht, daß eine Gemeinde bei der Besezzung ihrer Pfarrstelle, zwischen der Wahl mehrerer Candidaten auf denjenigen Rüksicht nahm, welcher den niedrigsten Accord eingieng, und mit dem geringsten Gehalt vorlieb nahm, und daß dabei oft der geschikteste Mann hintan gesezt wurde, weil er sich eine solche Erniedrigung nicht gefallen lassen wollte. Bei anderer Gelegenheit trug es sich nicht selten zu, daß die meisten Stimmen auf den fielen, welcher eine starke Stimme, ein schönes Ellenmaas besas, während oft andre, die diese Eigenschaften nicht hatten, und vielleicht sich durch die besten Geistes- und Herzenseigenschaften auszeichneten, durchfielen.

Ich will der demokratischen Regierung eines Volkes hier keineswegs einen Vorwurf machen, aber ich glaube, daß in einem Lande, wo jeder ohne Ansehen der Person, des Alters und Verstandes, bei den wichtigsten Angelegenheiten, die auf das Wohl eines ganzen Landes hinzielen, einen gleich grossen Einfluß hat, und selbst der Ungeschikte und Unerfahrene

rene, sowohl wie der Einsichtsvolle und Verständige gleiche Rechte auf Aemter besizt, wo also das blose Händemehr den Ausschlag giebt, es unmöglich allemal vermieden werden könne, daß nicht auch zuweilen die Wahl auf einen Mann falle, der dem Amte nicht gehörig gewachsen ist. Ehedem konnten Kinder von 16 Jahren bei der Landesgemeinde erscheinen, und bei Kriegs- und Friedensschlüssen, bei Bundesverträgen und Landsämterwahlen ihre Meinung so gut als der wizzigste und einsichtsvolleste Geschäftsmann ertheilen. Durch die Vermittlungsacte 1803 wurde diese alte Landesgewohnheit, da man das Unschikliche davon einsah, dahin abgeändert, daß ein Jüngling, der bei einer Landsgemeinde erscheinen will, wenigstens 20 Jahre müsse zurükgelegt haben, wie ich über diesen Gegenstand im achten Briefe das Weitläuftigere schon gezeigt habe. Ich wende mich also abermals an meine Leser und frage: ob bei solchen Wahlen das allemal erreicht werde, was Herr Ebel behauptet: „daß bei einer hiesigen Landesge„meinde allemal die Notabeln am Verstande, Kennt„nissen und Rechtschaffenheit an das Staatsruder „gestellt werden können?“

Seite 462 in der genannten Ebelschen Schilderung werden die Worte des Herrn Prof. Meiners widerlegt und als eine Unwahrheit bestritten, wenn er (Meiners) schreibt: Der Prediger im Kanton Appenzell habe ausser etwas Holz und einigen unbedeuten Vortheilen höchstens 300 fl. jährliche Besoldung. Ich behaupte daß er hier nicht ganz unrecht hat, denn im Jahr 1788, in welchem er die Reise durch dies Land machte, konnte dies gar wohl hie und da in mancher Gemeinde möglich seyn, und Herr Ebel, der 9 Jahre später in dies Land kam, hätte bedenken sollen, daß sich in demselben Zeitraum mancherlei ändern konnte. Vielleicht nimmt Herr Meiners hier auf die niedrigste Pfarrstelle Rüksicht, ohne bestreiten zu wollen, daß nicht andre Prediger weit besser salarirt seyn sollten.

Er-

Erhielten doch die beiden Prediger der angesehenen Gemeinde Herisau bis in das Jahr 1805 jeder nicht mehr als 5 fl. wöchentlichen Gehalt, in einer Gemeinde, die die bevölkertste, reichste und luxuriöseste im Lande ist, und vielleicht, wie man a majori ad minus schliesst, könnte man solche Beispiele mehr auffinden, da erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts die Landleute angefangen haben ihre Predigerstellen zu verbessern. Herr Ebel hat also nicht recht, wenn er 1797 bei seiner Durchreise die Bemerkung gemacht haben will: der bestimmte Gehalt der hiesigen Pfarrer in A. R. betrage wöchentlich nicht unter 6 fl. Jezt wo ich 9 Jahre nach ihm dieselbe Strasse gewandelt, mag dies wohl eher der Fall seyn. Er irrt sich ferner, wenn er glaubt: daß sie gewöhnlich auch Weide für Kühe und Ziegen besässen, da ihre gewöhnlichen Grundstükke sich doch nur auf einen Gemüs- und Blumengarten einschränken.

In dem 14ten Zusaz des Herrn D. Ebel führt er die Worte des Herrn Prof. Meiners an, der die Unverschämtheit der hiesigen Bettler mit Recht schilt. Ebel, wie natürlich, nimmt auch hier die Bettler wider Meiners in seine Protektion, und entschuldigt sie so gut wie möglich. Ich befand mich zwar zu einer Zeit in der Mitte dieses Volkes, wo zwar Handel und Gewerbe nicht im grössesten Schwung sich befand, aber doch ein jeder der Lust und Kraft hatte, wenigstens im Stande war, sich sein Brod zu verdienen, und doch sah ich auf allen Strassen Müssiggänger von jedem Alter, wie ich dieß in dem 22sten Briefe weitläufig gezeigt habe. Wenn also Herr Ebel diesen Uebelstand auf Strassen und Gassen nicht bemerkte, so war er glüklicher als Herr Meiners und ich, und er irrt sich, wenn er glaubt auf dem Weg zur Landsgemeinde nach Hundweil lauter fremde Vagabunden aus Schwaben gesehen zu haben, da er gewiß einen grossen Theil als Landeskinder würde erfunden haben, wenn er nähere Nachrichten darüber eingezogen hätte.

Die-

Diese wenigen Bemerkungen gegen die Schrift des Herrn Ebel, denen ich leicht mehrere hätte beifügen können, wenn es der Zwek und die Absicht dieses Anhanges wäre, den Tadler zu machen, habe ich aus der besten Meinung beigesezt, so daß ich wünsche, er möge sie mit eben den guten Gesinnungen annehmen, als ich dieselben niedergeschrieben habe.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX (2 Bde) VII.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huber, Fr.

Die neuesten Briefe aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigsburg

Bd.: 2

München (1807)

It.sing. 147-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466436-6